Randnotizen zum

JOHANNESEVANGELIUM

Joh 1,48; Joh 6,21; Joh 17,17;
Joh 20,28; Joh 21,4

DALIBOR TRUHLAR

Impressum

Autor, Herausgeber und Verlag:
Dr. Dalibor Truhlar
Linzer Str. 27/9, 4073 Wilhering, Austria
E-Mail: dalibortruhlar@gmail.com
Website: www.dalibortruhlar.com

ISBN: 979-8-189-73984-2

© 2026 Dr. Dalibor Truhlar
Alle Inhalte dieses Buches sind urheberrechtlich geschützt.

»Im Anfang war das Wort
und das Wort war bei Gott
und das Wort war Gott.«

Johannes 1,1

Inhalt

Randnotiz zu Johannes 1,48:
»Woher kennst du mich?« **9**

Das große Kapitel 13
»Komm und sieh« 17
»Woher kennst du mich?« 22
»Unter dem Feigenbaum« 27
»Du bist der Sohn Gottes« 36
»Du wirst noch Größeres sehen« 41
Schluss 44

Randnotiz zu Johannes 6,21:
»schon war das Boot am Ufer« **47**

Die Stelle 51
Der Satz 53
Das Kapitel 58
Die Szene 62
Auslegungsgeschichte 70
Anmerkungen 73
Schluss 76

Randnotiz zu Johannes 17,17:
»dein Wort ist Wahrheit« **79**

Einleitung 83

»Dein Wort« 85

»ist Wahrheit« 91

Wer ist Wahrheit? 98

»Heilige sie in der Wahrheit« 104

Randnotiz zu Johannes 20,28:
»Mein Herr und mein Gott« **111**

Das große Bekenntnis 115

Jesus und die Jünger 119

Mein Herr und mein Gott 122

Der gläubige Thomas 129

Die Finger und die Hände 134

Die Male und die Wunde 136

Der wirkliche Glaube 138

Damit wir glauben 142

Damit wir in Gott sind 145

Randnotiz zu Johannes 21,4:
»Als es schon Morgen wurde,
stand Jesus am Ufer« **149**

Einleitung 152

Der Anfang mit dem Schluss 154

Als es schon Morgen wurde 159

Stand Jesus am Ufer 166

Die vielen Fische 169

Die hundertdreiundfünfzig Fische 174

Der eine Fisch und das Brot 177

Morgen für Petrus 183

Morgen für Johannes 187

Der Schluss mit dem Anfang 190

Morgen mit Jesus 191

Randnotiz zu

JOHANNES 1,48

»Woher kennst du mich?«

»Natanaël sagte zu ihm: Woher kennst du mich?
Jesus antwortete ihm: Schon bevor dich
Philippus rief, habe ich dich unter dem
Feigenbaum gesehen.«

Joh 1,48

Das große Kapitel

Im ersten Kapitel des Evangeliums nach Johannes wird erzählt, wie Philippus Nathanael zu Jesus führt. Jesus begrüßt ihn mit Worten, die zeigen, dass er ihn kennt. Nathanael fragt ihn deshalb, woher er ihn kennt. Jesus gibt ihm daraufhin eine große Antwort, die zu einem großen Bekenntnis führt, woraufhin Jesus ihm noch Größeres verheißt:

»Philippus traf Natanaël und sagte zu ihm: Wir haben den gefunden, über den Mose im Gesetz und auch die Propheten geschrieben haben: Jesus, den Sohn Josefs, aus Nazaret. Da sagte Natanaël zu ihm: Kann aus Nazaret etwas Gutes kommen? Philippus sagte zu ihm: Komm und sieh! Jesus sah Natanaël auf sich zukommen und sagte über ihn: Sieh, ein echter Israelit, an dem kein Falsch ist. Natanaël sagte zu ihm: Woher kennst du mich? Jesus antwortete ihm: Schon bevor dich Philippus rief, habe ich dich unter dem Feigenbaum gesehen. Natanaël antwortete ihm: Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König von Israel! Jesus antwortete ihm: Du glaubst, weil ich dir sagte, dass ich dich unter dem Feigenbaum sah; du wirst noch Größeres als dieses sehen. Und er sprach zu ihm: Amen, amen, ich sage euch: Ihr werdet den Himmel geöffnet und die Engel Gottes auf- und niedersteigen sehen über dem Menschensohn.« (Joh 1,45-51)

Nathanael fragt also, woher er ihn kennt, und Jesus antwortet: »Natanaël sagte zu ihm: Woher kennst du

mich? Jesus antwortete ihm: Schon bevor dich Philippus rief, habe ich dich unter dem Feigenbaum gesehen.« (Joh 1,48) Die Frage und die Antwort sind groß, weil sie sich auf Gott beziehen und damit auf Gott verweisen.

Es ist bereits das ganze erste Kapitel sehr groß. Natürlich haben alle Kapitel ihre Größe, aber gerade dieses beginnt mit den großen Worten: »Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und das Wort war Gott.« (Joh 1,1) Damit bezieht sich der erste Satz dieses ersten Kapitels auf den ersten Satz des ersten Kapitels des ersten Buches Mose und damit auf den ersten Satz der gesamten Bibel: »Im Anfang erschuf Gott Himmel und Erde.« (Gen 1,1) Der Schöpfungsbericht wird hier bei Johannes also aufgegriffen, vertieft und fortgesetzt. Damit schließt sich eine große Klammer vom Alten zum Neuen Testament und eröffnet eine Perspektive, aus der heraus das Alte Testament neu begriffen und das Neue Testament besser verstanden wird.

So wird hier die Erschaffung der Welt geschildert, von der wir wissen, dass Gott sie schuf, indem er sprach: »Gott sprach: Es werde Licht. Und es wurde Licht.« (Gen 1,3) Nun schreibt Johannes, dass es durch das Wort wurde: »Alles ist durch das Wort geworden und ohne es wurde nichts, was geworden ist.« (Joh 1,3) Und er spricht davon, dass das Wort Fleisch wurde: »Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt und wir haben seine Herrlichkeit geschaut, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.« Damit sagt Johannes, dass Jesus Christus das fleischgewordene Wort Gottes ist, der Sohn Gottes, der

Messias, der Christus, Gott selbst. Er kommt, um uns zu erlösen, auch wenn wir das oft nicht erkennen und ihn nicht aufnehmen und annehmen: »Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, allen, die an seinen Namen glauben«. (Joh 1,11-12) Das ist nicht nur eine große Eröffnung, das ist die größte Eröffnung.

In weiterer Folge des Kapitels stellt Johannes dar, wie Johannes der Täufer auftritt und die Menschen mit Wasser tauft. (Joh 1,26) Er sagt klar und deutlich, dass er nicht der Christus ist, sondern die Stimme eines Rufers in der Wüste, die Jesaja prophezeite. (Joh 1,23, Jes 40,3) Und er kündigt an, dass nach ihm ein Mann kommt, der ihm voraus ist, weil er vor ihm war. (Joh 1,15) Am Tag darauf sieht er Jesus auf sich zukommen und erkennt ihn: »Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt!« (Joh 1,29) Jesus lässt sich von ihm taufen, auch wenn gerade das bei Johannes nicht beschrieben steht, wir es aber aus den Parallelstellen der anderen Evangelien wissen. (Mt 3,13, Mk 1,9, Lk 3,21) Da kommt der Geist wie eine Taube vom Himmel herab und bleibt auf ihm. (Joh 1,32) Das erweist Jesus als den, der mit dem Heiligen Geist tauft. (Joh 1,33) Da bezeugt Johannes: »Dieser ist der Sohn Gottes.« (Joh 1,34)

Dieser ebenso großen Szene folgt die ebenso große Berufung der ersten Jünger, des Andreas und noch eines anderen Jüngers, der namentlich nicht bezeichnet wird, von dem wir uns aber denken können, dass es sich dabei um Johannes handelt, den Apostel und Verfasser dieses

Evangeliums. Sie folgen Jesus und er lädt sie ein, mit ihm zu kommen. (Joh 1,38-39) Später trifft Andreas seinen Bruder Simon Petrus und sagt zu ihm, dass sie den Messias fanden, auf Griechisch Christus. Er führt ihn zu Jesus und Jesus gibt Simon den griechischen Namen Kephas, lateinisch Petrus, der Fels. (Joh 1,42) Das ist eine ebenso große Szene, denn hier werden die ersten Apostel berufen und mit Petrus derjenige, dessen Nachfolger heute die Päpste als die irdischen Stellvertreter Christi sind.

Am Tag darauf beruft Jesus auch Philippus, zu dem er sagt: »Folge mir nach!« (Joh 1,43) Anschließend kommt die Szene, um die es uns hier geht.

Wir sehen also, dass es ein großes Kapitel ist mit vielen großen Szenen. Im Vergleich dazu mag die Stelle mit Nathanael auf den ersten Blick fast schon ein wenig kleiner wirken. Als ob das Fundament der Geschichte gelegt ist und nun die Handlung an Fahrt gewinnt.

Doch wenn wir genauer hinsehen, erkennen wir, dass auch diese Stelle eine Größe hat, die umso größer wird, je mehr wir uns in sie vertiefen. Denn in dieser Erzählung verbirgt sich das eine oder andere Rätsel und es geht dabei wohl auch um uns alle. Vor allem aber geht es um Gott, der sich hier offenbart und in die Zukunft weist. Sehen wir uns diese Stelle an, die übrigens nur im Johannesevangelium vorkommt, und betrachten wir sie im Detail.

»Komm und sieh«

»Philippus traf Natanaël und sagte zu ihm: Wir haben den gefunden, über den Mose im Gesetz und auch die Propheten geschrieben haben: Jesus, den Sohn Josefs, aus Nazaret. Da sagte Natanaël zu ihm: Kann aus Nazaret etwas Gutes kommen? Philippus sagte zu ihm: Komm und sieh!« (Joh 1,45-46)

Wenn Philippus Nathanael mit diesen Worten anspricht, sollten wir uns vor Augen halten, dass er ihn über das größte Ereignis informiert, das wir uns vorstellen können. Denn dass sie Christus fanden, ist die Erfüllung der Verheißungen des Alten Testaments, die den Messias ankündigen. Das war damals die langersehnte Hoffnung und höchstaktuelle Erwartung der Menschen. Philippus beruft sich zwar nicht auf bestimmte Stellen, vielleicht, weil es so viele von ihnen gibt, es so offensichtlich ist und bei Nathanael wohl auch nicht nötig, aber wir können gleich an einige von ihnen denken, die den Messias in der Tora und bei den Propheten voraussagen: sein Kommen (Dt 18,15, Gen 49,10, 2 Sam 7,12-14), seine Geburt (Jes 7,14, Jes 11,1, Jes 9,5), sein Wirken (Jes 42,1, Jer 23,5, Dan 9,24-27), seine Herrschaft (Hes 34,23, Hes 37,24-28,), sein Leiden (Jes 53, Sach 12,10), seinen Sieg (Gen 3,15), sogar seinen Geburtsort (Mi 5,1): »Aber du, Betlehem-Efrata, bist zwar klein unter den Sippen Judas, aus dir wird mir einer hervorgehen, der über Israel herrschen soll. Seine Ursprünge liegen in ferner Vorzeit, in längst vergangenen Tagen.« Philippus kommt also mit

der größten Nachricht des Tages und, um ehrlich zu sein, der größten ihres Lebens.

Nathanael reagiert darauf zuerst skeptisch: »Da sagte Natanaël zu ihm: Kann aus Nazaret etwas Gutes kommen?« (Joh 1,46) Auch wenn es sehr hinterfragend klingt, beweist es eben dadurch Nathanaels Kenntnis der Schriften. Denn der Messias ist zwar verheißen, soll jedoch aus Bethlehem kommen, der Stadt des Königs David, wie gerade dargestellt. Und tatsächlich kommt Jesus auch aus Bethlehem, weil er in Bethlehem geboren ist, er lebt aber in Nazareth. Wir sehen also an der Reaktion Nathanaels, dass er schriftkundig ist. Das waren die Menschen der damaligen Zeit wohl ohnehin, denn sie lebten mit den Schriften, die regelmäßig in der Synagoge vorgelesen wurden. Die Tora, die Propheten und die Psalmen waren von größter Bedeutung und Teil ihres Lebens. Wir dürfen vielleicht trotzdem annehmen, dass Nathanael sich noch zusätzlich mit den Schriften beschäftigt, wie der weitere Verlauf der Unterhaltung verdeutlicht. Seine Vorsicht müssen wir deshalb nicht nur negativ als Ablehnung bewerten, sondern können sie auch als interessiertes Fragen beurteilen, das sich einem gelehrt kritischen Zugang verdankt. Schließlich kommt er letztlich mit, als Philippus ihn dazu auffordert.

Die Aufforderung des Philippus' ist übrigens ebenso interessant: »Philippus sagte zu ihm: Komm und sieh!« (Joh 1,46) Er argumentiert nicht. Er versucht nicht, ihn zu überreden. Er liefert keine Beweise. Stattdessen fordert er ihn auf, sich selbst zu überzeugen. Das ist wesentlich. Denn der Glaube ist die Reaktion auf die

Erfahrung der Offenbarung Gottes. Sie wird nicht bloß begriffen, sie wird erlebt und deshalb verstanden. Deshalb ist es wichtig, mitzukommen und zu sehen, um sie zu erleben.

In dieser Hinsicht ist gerade dieses erste Kapitel erfüllt von vielem Sehen. Johannes schreibt: »Niemand hat Gott je gesehen. Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht« (Joh 1,18), womit er sich auf Jesus bezieht. Johannes der Täufer sagt: »Und ich habe es gesehen und bezeugt: Dieser ist der Sohn Gottes.« (Joh 1,34) Weiters: »Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt« (Joh 1,29), das er wiederholt: »Als Jesus vorüberging, richtete Johannes seinen Blick auf ihn und sagte: Seht, das Lamm Gottes!« (Joh 1,36) Und: »Auf wen du den Geist herabkommen und auf ihm bleiben siehst, der ist es, der mit dem Heiligen Geist tauft.« (Joh 1,33) Jesus sagt zu Andreas und Johannes, als sie ihn fragen, wo er wohnt: »Kommt und seht!« (Joh 1,39) Philippus sagt es zu Nathanael: »Komm und sieh!« (Joh 1,46) Und Jesus spricht zum Schluss: »du wirst noch Größeres als dieses sehen« (Joh 1,50) sowie »Ihr werdet den Himmel geöffnet und die Engel Gottes auf- und niedersteigen sehen über dem Menschensohn.« (Joh 1,51) Das Sehen ist die erste Etappe auf dem Weg und das Mitkommen der erste Schritt.

So schreibt Papst Benedikt XVI., dass die Geschichte von Nathanael uns Anregung zu einer weiteren Überlegung gibt: »In unserer Beziehung zu Jesus dürfen wir uns nicht allein mit Worten zufriedengeben. In seiner

Antwort richtet Philippus eine bedeutsame Einladung an Natanaël: ›Komm und sieh!‹ (Joh 1,46b). Unsere Kenntnis von Jesus bedarf vor allem einer lebendigen Erfahrung: Das Zeugnis der anderen ist sicherlich wichtig, da ja in der Regel unser ganzes christliches Leben mit der Verkündigung beginnt, die durch einen oder mehrere Zeugen zu uns gelangt. Aber dann müssen wir es selbst sein, die persönlich in eine innige und tiefe Beziehung zu Jesus hineingenommen werden.« (Benedikt XVI., Generalaudienz, 4. Oktober 2006)

Wir sollen also mitkommen und sehen, nicht einfach auf unserem Platz stehen bleiben. Wir müssen uns in Bewegung setzen. Und wir werden in Bewegung gesetzt. Durch die Nachricht, die Aufforderung, die Neugier, das Interesse, die Hoffnung, die Stimme, die uns ruft, die Hand, die uns berührt, den, der sich zeigt. Die Bewegung ist, was uns zum Erlebnis führt, und das Erlebnis, was uns in Bewegung bringt. Das Sehen ist das Erkennen, Erleben und Erfahren und damit das Begreifen und Verstehen. Das Sehen ist das Einsehen im wahrsten Sinne des Wortes. Es führt in den Glauben. Denken wir an Johannes, als er im vorletzten Kapitel nach Petrus das leere Grab betritt: »Da ging auch der andere Jünger, der als Erster an das Grab gekommen war, hinein; er sah und glaubte.« (Joh 20,8) Er kam, sah und glaubte.

Entsprechend kommt Nathanael mit und entsprechend kommt der Augenblick, in dem er sieht. Bevor wir in diesen Augenblick eintauchen, noch ein Hinweis darauf, dass Nathanael als der Apostel Bartholomäus gilt. In allen drei synoptischen Evangelien wird Bartholomäus in

den Apostellisten erwähnt (Mt 10,3, Mk 3,18, Luk 6,14, auch Apg 1,13), Nathanael aber nicht. Dafür wird Nathanael im Johannesevangelium erwähnt, nicht Bartholomäus. Wir dürfen davon ausgehen, dass sein Name in Wirklichkeit Nathanael Bartholomäus lautet, wobei Bartholomäus ein Patronym darstellt, eine Art Familiennamen, der sich auf seinen Vater bezieht und eigentlich Bar Talmay, Sohn des Talmay heißt bzw. Bar Tolmai bzw. Bar Tholmai. (Benedikt XVI., Generalaudienz, 4. Oktober 2006) Der Name wird in der katholischen Bibelübersetzung als Natanaël transliteriert, wir verwenden hier aber die im deutschen Sprachraum üblichere Schreibweise mit Nathanael.

Spannenderweise wird Nathanael im ersten Kapitel des Johannesevangeliums genannt, also an dieser Stelle, mit der wir uns beschäftigen, als auch im letzten Kapitel, wo er neben Petrus, Thomas, den Söhnen des Zebedäus, nämlich Jakobus und Johannes, sowie zwei anderen Jüngern auftritt, entsprechend an zwei prominenten Stellen, die das Evangelium umrahmen. (Joh 21,2)

»Woher kennst du mich?«

Kommen wir nun zu der Frage, um die es hier geht, und zu dem Grund, warum sie überhaupt gestellt wird:

»Jesus sah Natanaël auf sich zukommen und sagte über ihn: Sieh, ein echter Israelit, an dem kein Falsch ist. Natanaël sagte zu ihm: Woher kennst du mich?« (Joh 1,47-48)

Jesus sagt zu Nathanael also etwas, das ihn offensichtlich dazu bringt, anzunehmen, dass er ihn kennt. Deshalb fragt er ihn auch, woher er ihn kennt. Das ist eine naheliegende Vermutung und eine berechtigte Frage. Wir müssen die Frage deshalb nicht unbedingt als Ausdruck des Misstrauens deuten. Vielleicht ist das der Weg, den Nathanael persönlich gehen muss, um ans Ziel zu gelangen. Auch Chrysostomos schreibt, dass Nathanaels Worte nicht die eines Ungläubigen sind und nicht Anschuldigung verdienen, sondern sogar Lob: »denn die Worte sind nicht die eines Ungläubigen, noch verdienen sie Tadel, sondern Lob«, weil Nathanael an die Schriften dachte. (Johannes Chrysostomus, In Iohannem homiliae, 20,1, eigene Übersetzung) »Aber beachte seine Weisheit und Aufrichtigkeit sogar in seinem Zweifeln.« (ebenda) »Und beachte, ich bitte dich, seine Art des Ablehnens, wie sanft er es tat und in Form einer Frage.« (ebenda, 20,2) Und als Jesus zu ihm sagt, dass er ein echter Israelit ist, an dem kein Falsch ist, fragt Nathanael weiter nach, sodass Chrysostomos meint, dass er weiter suchte: »Betrachte den Mann, fest und standhaft. Als Christus

gesagt hatte: ›Siehe, ein wahrer Israelit‹ wurde er durch diese Anerkennung nicht eitel, lief nicht dem offenen Lob hinterher, sondern fährt fort genauer zu suchen und zu forschen und begehrt etwas Sicheres zu lernen.« (ebenda)

Die Frage führt in die Tiefe, wenn wir bedenken, was es ist, das Jesus zu ihm sagt. Betrachten wir den Satz.

Jesus bezieht sich mit der Formulierung »an dem kein Falsch ist« (Joh 1,47) wahrscheinlich auf den Psalm 32,2, auf den in der katholischen Einheitsübersetzung als auch in anderen Übersetzungen an dieser Stelle verwiesen wird, auch wenn nicht in allen. (Joh 1,47 EÜ, ELB, LUT, SLT) In diesem Psalm geht es darum, Gott unsere Sünden zu bekennen: »Selig der Mensch, dem der HERR die Schuld nicht zur Last legt und in dessen Geist keine Falschheit ist. Solang ich es verschwieg, zerfiel mein Gebein, den ganzen Tag musste ich stöhnen. Denn deine Hand liegt schwer auf mir bei Tag und bei Nacht; meine Lebenskraft war verdorrt wie durch die Glut des Sommers. Da bekannte ich dir meine Sünde und verbarg nicht länger meine Schuld vor dir. Ich sagte: Meine Frevel will ich dem HERRN bekennen. Und du hast die Schuld meiner Sünde vergeben.« (Ps 32,2-5)

Es ist eine wunderschöne und wichtige Stelle. Wir sollen Gott unsere Sünden bekennen und wir dürfen ihm unsere Sünden bekennen. Das ist zentral. Und dazu gehört ebenso zentral, dass in uns keine Falschheit ist, wie in diesem Psalm angeführt, dass wir unsere Sünden also tatsächlich bekennen. Das deckt sich auch mit der

Übersetzung des Hebräischen ins Griechische. Im Alten Testament lautet der Ausdruck auf hebräisch רְמִיָּה (remiják), was wir als Falschheit bzw. Falsch, List, Hinterlist, Trug, Betrug usw. übersetzen können. (Ps 32,2, BHS INT) In der Septuaginta wird die Stelle mit δόλος (dolos) übersetzt (siehe Ps 31,2, LXX, hier ist es aufgrund der abweichenden Zählung der vorangehende Psalm). Und bei Johannes heißt es auf Griechisch ebenso δόλος (dolos). (Joh 1,47, NE 1904 INT)

Wenn Jesus das nun zu Nathanael sagt, wird Nathanael sicher zum Nachdenken gebracht. Da er schriftkundig ist und der Psalm bekannt ist, wird er wohl an den Psalm denken. Und er wird erkennen, dass Jesus ihm ein großes Kompliment macht. Es ist ein so großes Kompliment, dass Augustinus sogar von einem ›großen Zeugnis‹ spricht und anmerkt, dass es zu niemandem sonst gesagt wird. (Augustinus von Hippo, Vorträge über das Johannes-Evangelium, 7, 16) Nathanael dürfte sich also freuen. Gleichzeitig muss er sich wundern, woher Jesus das über ihn weiß. Die Aussage beinhaltet eine tiefe Kenntnis seiner Person und der Bezug auf den Psalm vielleicht eine noch tiefere, wie wir bald sehen werden. Er wird sich deshalb fragen, warum Jesus gerade das zu ihm sagt und woher Jesus ihn kennt.

Deshalb ist es naheliegend, dass er seine Frage so formuliert: »Woher kennst du mich?« (Joh 1,48)

Überlegen wir aber, was in dieser Frage noch alles steckt. Die Frage hat Tiefe, weil wir alle sie uns stellen können und weil die Antwort uns alle auf Gott ausrichtet. Denn

wir alle können fragen, ob wir gekannt sind und wir alle dürfen mit einem großen Ja antworten.

Gott kennt uns. Er kennt uns, noch bevor wir geboren sind: »Noch ehe ich dich im Mutterleib formte, habe ich dich ausersehen, noch ehe du aus dem Mutterschoß hervorkamst, habe ich dich geheiligt« (Jer 1,5), »Der HERR hat mich schon im Mutterleib berufen; als ich noch im Schoß meiner Mutter war, hat er meinen Namen genannt« (Jes 49,1, siehe auch Jes 44,2 und Jes 44,24), »Als es aber Gott gefiel, der mich schon im Mutterleib auserwählt und durch seine Gnade berufen hat« (Gal 1,15).

Wir sind von Anfang an gekannt und werden von Beginn an geliebt. Die Liebe Gottes ist der Grund, warum wir überhaupt erst werden, warum wir überhaupt sind.

Wir können die Frage Nathanaels also einfach als Frage nehmen und sie wörtlich interpretieren, ohne sie symbolisch zu deuten. Wir dürfen aber auch nach mehr suchen und wenn wir das tun, finden wir auch mehr. Weil die Antwort auf die Frage, wenn sie in dieser Hinsicht nicht nur literal, sondern auch existenziell verstanden wird, uns auf Gott ausrichtet, der der Grund unserer Existenz ist und ihr Ziel.

Bei Nathanaels Frage kommt vielleicht noch etwas anderes hinzu. Möglicherweise liegt hier, wie öfters thematisiert wird, eine Anspielung auf Jakob vor, den Erzvater Israels, den Sohn Isaaks, den Enkel Abrahams. Als er auf die Welt kommt, hält er die Ferse seines

Bruders Esau fest und betrügt ihn später um seinen Segen. So sagt Isaak zu Esau: »Dein Bruder ist mit List gekommen und hat dir deinen Segen weggenommen.« (Gen 27,35) Deshalb wird der Name Jakob stellenweise auch als Fersenhalter (Gen 25,26) oder Betrüger ausgelegt (Gen 27,36). Erst später erhält Jakob den Namen Israel und wird zum Stammvater der zwölf Stämme Israels. Wir müssen allerdings darauf hinweisen, dass an der zitierten Stelle mit Isaak und Esau im Hebräischen der Ausdruck מִרְמָה (mirmāh) verwendet wird (Gen 27,35, BHS INT), also Trug, und nicht רְמִיָּה (remiják), also Falschheit, wie bei Johannes (Joh 1,47, NE 1904 INT). Allerdings übersetzt die Septuaginta genau diese Stelle mit δόλος (dolos) (Gen 27,35, LXX), also genau dem Ausdruck, den auch Johannes gebraucht. Beide Wörter dürften von der gleichen Wurzel abstammen und im Prinzip das Gleiche bedeuten.

Wenn wir es aus dieser Perspektive bedenken, könnten wir also sagen, dass hier ein Bezug darauf hergestellt wird. Indem Nathanael als echter Israelit bezeichnet wird (Joh 1,47), wird er als wahrer Nachkomme Jakobs als Israel beschrieben. Das würde auch deshalb passen, weil Jesus nur wenige Bibelverse später eine Formulierung verwendet, bei der wir an die Jakobsleiter bzw. Jakobstreppe denken dürfen. (Joh 1,51)

Wie auch immer wir diese Stelle in dieser Hinsicht aber interpretieren, sie zeigt: Nathanael wird erkannt, weil er gekannt wird. Bald wird er erkennen und bekennen.

»Unter dem Feigenbaum«

Jesus antwortet nun auf die Frage Nathanaels, woher er ihn kennt, und er antwortet, indem er etwas ganz Besonderes sagt:

»Jesus antwortete ihm: Schon bevor dich Philippus rief, habe ich dich unter dem Feigenbaum gesehen.« (Joh 1,48)

Was ist mit dem Feigenbaum gemeint? Was heißt es, dass er ihn dort sah? Um es gleich zu sagen, wir wissen es nicht. Wir wissen es nicht und wir werden es auch nicht wissen, selbst wenn wir uns Gedanken darüber machen. Wir können nur sagen, dass es sich offensichtlich um etwas Bedeutendes handeln muss, sonst würde Nathanael anschließend nicht so reagieren: »Wir wissen nicht, was unter diesem Feigenbaum geschehen war. Offensichtlich handelt es sich um einen entscheidenden Augenblick im Leben Natanaëls. Er fühlt sich von diesen Worten Jesu zutiefst berührt, er fühlt sich verstanden und begreift: Dieser Mann weiß alles über mich, er weiß und kennt den Weg des Lebens, diesem Mann kann ich mich wirklich anvertrauen. Und so antwortet er mit einem klaren und schönen Glaubensbekenntnis, wenn er sagt: ›Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König von Israel!« (Benedikt XVI., Generalaudienz, 4. Oktober 2006)

Wir dürfen uns aber Gedanken darüber machen, erst recht, wenn diese Gedanken unser Verständnis des

Wortes Gottes vertiefen. Vielleicht führen sie uns in diesem konkreten Fall nicht zu einem konkreten Ergebnis, aber vielleicht näher zum Wort Gottes bzw. in sein Wort hinein. Jesus spricht nun einmal von einem Feigenbaum, unter dem er Nathanael sitzen sah, und wir können deshalb nach der Bedeutung dieser Worte fragen. Nur sollten wir uns vor Augen halten, dass wir unsere Antworten nicht überprüfen und deshalb letztlich nicht entscheiden können.

Es gibt dazu unterschiedliche Interpretationen. Eine davon lautet, dass mit dem Feigenbaum einfach ein Feigenbaum gemeint ist, unter dem Nathanael saß. Und weil er dort allein war und niemand ihn sehen konnte, ist die Tatsache, dass Jesus ihn sah, der Beleg dafür, dass er ein besonderes Wissen hat, das ein Mensch nicht haben kann. Deshalb erkennt Nathanael in ihm den Sohn Gottes.

Das ist eine mögliche Erklärung, die ihre Berechtigung hat. Es stellt sich zwar die Frage, warum diese Antwort Nathanael zu einer so großen Äußerung bewegt, denn seine skeptische Haltung, die sich in seiner kritischen Frage wegen Nazaret äußerte, würde wohl auch diese Antwort in Frage stellen und nicht gleich annehmen. Aber es würde erklären, warum Jesus ihm anschließend sagt, er würde Größeres sehen, denn das wäre dann auf jeden Fall der Fall.

Chrysostomos beschreibt diesen Gedanken und leitet ihn mit einem großen Satz ein: »Er fragte ihn noch immer als einen Menschen, aber Jesus antwortete als Gott. Denn

Er sagte: ›Ich habe dich von Anfang an gekannt‹ (ihn und die Aufrichtigkeit seines Charakters, das wusste Er nicht als Mensch, der ihm nah folgte, sondern als Gott von Anfang an) ›und soeben erst sah ich dich unter dem Feigenbaum‹; als dort niemand anwesend war außer Philippus und Nathanael, die all diese Dinge im Privaten sagten.« (Chrysostomus, In Iohannem homiliae, 20,2, eigene Übersetzung) Und er fügt hinzu, dass Jesus ihn natürlich auch schon davor sah, es aber nicht nötig war, es hier zu sagen. (ebenda, 20,3)

Cyrill spricht von einem Wissen, das Gott angemessen ist: »Denn Kenntnis aller Dinge gebührt Gott allein«, und Jesus zeigt Nathanael auf diese Weise, »dass er die Herzen kennt, als Gott.« (Cyril of Alexandria, Commentary on the Gospel according to John, Book 2,47, eigene Übersetzung)

Und auch Augustinus meint: »Nathanael erinnerte sich, dass er unter dem Feigenbaum gewesen war, wo Christus nicht körperlich anwesend war, sondern nur in Seinem geistlichen Wissen. Deshalb, wissend, dass er allein gewesen war, erkannte er die Göttlichkeit unseres Herrn.« (Augustinus, zitiert nach Thomas von Aquin, Catena Aurea, Chap. 1,47-51, Sermo 40, eigene Übersetzung, Original Sermo 122)

Allerdings bringt Augustinus den Feigenbaum auch mit dem Baum der Erkenntnis zwischen Gut und Böse im Garten Eden in Verbindung und bezieht ihn auf die Sünde. Nachdem Adam und Eva sich aus Feigenblättern Schürzen machten, sind unter Feigenblättern Sünden zu

verstehen (Augustinus, Johannes-Evangelium, 7, 21). Er interpretiert es dahingehend, dass Nathanael unter der Sünde lag, aber gefunden wurde: »Aber in seiner Barmherzigkeit hat er dich gesehen, bevor du ihn erkanntest, als du unter der Sünde lagest.« (ebenda) So lautet auch die Antwort der Kirche auf die Frage der Sünde, was sucht ihr uns, wenn wir Sünder sind: »Deshalb suchen wir euch, damit ihr nicht verloren gehet; wir suchen, weil auch wir gesucht wurden; wir wollen euch finden, weil auch wir gefunden wurden.« (ebenda)

Auch Thomas beschreibt den Feigenbaum in einem wörtlichen Sinn: »Denn im literalen Sinn war Nathanael unter dem Feigenbaum, als er von Philippus gerufen wurde: was Christus durch die Kraft seiner Göttlichkeit erkannte, weil, wie gesagt wird in Eccli. 23, v. 28, die Augen des Herrn sind viel leuchtender als die Sonne.« (Thomas, Commentary on the Gospel of St. John 1, Lectio 16, eigene Übersetzung, Thomas zitiert hier die Vulgata, die Stelle ist Sir 23,28)

Und auch Thomas schreibt: »Mystisch aber wird durch den Feigenbaum die Sünde bezeichnet [...] Er sagt also, als du unter dem Feigenbaum warst, das heißt, unter dem Schatten der Sünde, bevor du zur Gnade berufen wurdest, sah ich dich, und zwar mit dem Auge der Barmherzigkeit.« (Thomas, Super Evangelium S. Ioannis Lectura, 326, eigene Übersetzung) So können wir den Feigenbaum sowohl wörtlich als auch in einem übertragenen Sinn interpretieren.

Eine weitere Interpretation besagt, dass Nathanael unter dem Feigenbaum die Schriften studierte. Entsprechend einer Redewendung war es üblich, im Schatten des Feigenbaums zu sitzen, weil man »beim Thorastudium sprichwörtlich gern unter Feigenbäumen« sitzt. (Ludwig Neidhart, Johannesevangelium, 5.1, Seite 49) In dem Zusammenhang wird manchmal auch betont, dass Nathanael unter dem Feigenbaum vielleicht gerade jene Schriften las, in denen vom Messias die Rede ist. Die Israeliten erwarteten den Messias und zwar sehr intensiv, wie auch die Qumran-Schriftrollen belegen. Wenn Jesus also den Feigenbaum erwähnt, so die Interpretation, könnte er auch darauf anspielen, dass er ihn sah, wie er ihn suchte, wie er ihn erwartete und auf ihn wartete.

Auch das ist eine mögliche Erklärung, selbst wenn wir sie nicht wirklich belegen können. Es würde aber erklären, warum Nathanael ihn gleich darauf als Sohn Gottes anspricht, weil er sich gerade damit beschäftigte und gerade deshalb erkennt.

Es gibt noch andere Auslegungen. Eine wäre die folgende, auch wenn sie natürlich nur spekulativ ist.

Was ist, wenn Nathanael unter einem Feigenbaum saß und dort Gott seine Sünden bekannte? Es würde einiges auflösen. Nathanael, ein Israelit, der die Schriften kennt, sitzt unter einem Feigenbaum, wo sonst niemand ist und niemand ihn sehen kann. Vielleicht studiert er dort auch die Schriften und liest über den Messias. Vielleicht liest er gerade diesen Psalm. Aber, und das ist wesentlich, er bekennt Gott seine Sünden. Wenn Jesus ihn nun mit den

Worten begrüßt, dass Nathanael ein echter Israelit ist, an dem kein Falsch ist und sich damit auf den Psalm 32 bezieht, in dem es um das Bekennen der Sünden geht, sollte Nathanael den Bezug erkennen und ebenfalls an den Psalm denken. Es wäre naheliegend, weil die Israeliten der damaligen Zeit die Psalmen kannten und Nathanael sich offensichtlich in den Schriften auskannte, wie gerade seine Bemerkung mit Nazareth zeigt. Es sollte ihm also etwas sagen. Und wenn er an den Psalm denkt, sollte ihm bewusst sein, dass es darin darum geht, Gott seine Sünden zu bekennen. Und da er gerade Gott seine Sünden unter dem Feigenbaum bekannte, kann er nur verwundert feststellen, dass es nur einen gibt, der das wissen kann, und das ist derjenige, dem er die Sünden bekannte, Gott. Nathanael müsste also in diesem Augenblick der Enthüllung erkennen, dass Jesus nicht nur jemand ist, der ein besonderes Wissen hat, das andere nicht haben können, wie zum Beispiel zu wissen, dass er unter einem Feigenbaum saß, sondern ein Wissen hat, dass nur Gott haben kann. Daran würde er erkennen, dass er der Sohn Gottes ist.

Wie gesagt, ist das nur ein spekulativer Gedanke. Aber er würde den vorangehenden Bezug auf den Psalm erklären und das nachfolgende Bekenntnis vielleicht verständlicher machen. Denn nur weil jemand etwas weiß, das schwer oder unmöglich zu wissen ist, oder eine Anspielung auf etwas macht, das man gerade las, führt das nicht automatisch zu einem so großen Bekenntnis. Aber das Wissen um das Bekennen der Sünden, die nur Gott wissen kann, erweist ihn als Sohn Gottes. Es würde

also erklären, warum Nathanael mit seiner Frage so reagiert und dann mit seinem Bekenntnis so antwortet.

Es ist bereits bei Augustinus die Verbindung zwischen dem Feigenbaum und der Sünde angesprochen und Augustinus schreibt sogar, dass Jesus, als er zu Nathanael sagt, dass an ihm kein Falsch ist, ihn dadurch nicht als frei von Sünde erklärt, sondern als jemanden, der die Sünde bekennt, denn keine Falschheit bedeutet nicht, dass wir ohne Sünde sind, sondern dass wir unsere Sünde zugeben: »Wie war in ihm kein Falsch? Wenn er ein Sünder ist, bekennt er sich als Sünder. Denn wenn er ein Sünder ist und sich für gerecht ausgibt, so ist Falsch in seinem Munde. Er lobte also in Nathanael das Bekenntnis der Sünde, nicht erklärte er ihn für keinen Sünder.« (Augustinus, Johannes-Evangelium, 7, 18) Das heißt nicht, dass Augustinus den vorgetragenen spekulativen Gedanken stützen würde, aber vielleicht besteht die Möglichkeit, in diese Richtung zu denken.

Auch Rudolf Schnackenburg weist an einer Stelle darauf hin, dass nach Joachim Jeremias der Feigenbaum eine Anspielung auf den Baum der Erkenntnis im Paradies ist. Dann fügt er an, dass Nathanael seine Sünden aufrichtig vor Gott bekannte und Jesus ihn daran erinnerte durch das Zitat aus Psalm 32. (Rudolf Schnackenburg, The Gospel According to St John, Volume one, Herder and Herder, 1967, 1:48, Seite 317) Ob diese Stelle den Gedanken stützt, dass Nathanael seine Sünden unter dem Feigenbaum bekannte, sei dahingestellt. Schnackenburg selbst sagt letztlich auch, dass die Worte

so kurz sind, dass es unmöglich ist, mit Sicherheit zu erklären, worauf sie sich beziehen. (ebenda)

Es handelt sich also um spekulative Gedanken, denn wissen können wir es nicht. Vielleicht hängt es auch damit zusammen, dass der Feigenbaum in der Bibel sowohl im positiven als auch im negativen Sinn erwähnt wird und deshalb unterschiedlichen Interpretationen Raum bietet. So im Neuen Testament in der Geschichte vom verdorrten Feigenbaum (Mt 21,18-22, Mk 11,12-14.20-25) oder dem Gleichnis vom Feigenbaum ohne Früchte (Lk 13,6-9). Der Feigenbaum wird auch im Zusammenhang mit den Zeichen des Kommens des Reichs Gottes erwähnt (Mt 24,32-33, Mk 13,28-29, Lk 21,29-32) und, im Zusammenhang mit diesem Zusammenhang, auch in der Offenbarung (Offb 6,13). Im Alten Testament gibt es ebenso unterschiedliche Darstellungen, hier sind vor allem jene von Bedeutung, die auf das messianische Zeitalter hinweisen und deshalb in dieser Szene eine Rolle spielen könnten: »ein jeder saß unter seinem Weinstock und seinem Feigenbaum« (1 Kön 5,5), »ein jeder sitzt unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum und niemand schreckt ihn auf« (Mi 4,4), »An jenem Tag – Spruch des HERRN der Heerscharen – werdet ihr einander einladen unter Weinstock und Feigenbaum« (Sach 3,10).

Darüber hinaus finden sich im Johannesevangelium einige Stellen, die besonders konkret sind, wie eben der Feigenbaum, und uns vor Fragen stellen, auf die wir die Antworten erst suchen müssen (zum Beispiel Joh 8,6-8, Joh 19,23, Joh 21,8, Joh 21,11) Oft zeigen diese Stellen,

dass wir nicht alles wissen und verstehen können. Oft zeigen sie uns aber einen Weg der Vertiefung, auf dem wir lernen dürfen.

Das ist übrigens das Schöne auch an dieser Stelle mit Nathanael. Denn es ist nicht wirklich erforderlich zu wissen, was mit dem Feigenbaum gemeint ist, um den Feigenbaum zu verstehen. Offensichtlich handelt es sich dabei um etwas, das Nathanael etwas bedeutet, sonst würde er nicht so reagieren, wie er reagiert und in Jesus den Sohn Gottes erkennen. Was auch immer es ist, es ist etwas Bedeutendes für Nathanael und wird so zu etwas Bedeutendem zwischen Nathanael und Jesus. Es führt zu seiner Erkenntnis. Es muss nicht zu unserer Erkenntnis führen.

Vielleicht zeigt es uns sogar, dass wir alle einen solchen Feigenbaum in unserem Leben haben. Wir alle haben unseren Feigenbaum, unter dem wir sitzen. Wir alle haben unsere Feigenbaumszenen, in denen wir glauben, allein zu sein. Und wir alle haben unsere Feigenbaummomente, in denen wir, hoffentlich, Gott unsere Sünden bekennen. Wir sollten deshalb wissen, dass wir in solchen Augenblicken nicht allein sind. Wir sind unter dem Feigenbaum nie allein, weil Gott immer bei uns ist. Er sieht uns, er hört uns, er kennt uns.

»Du bist der Sohn Gottes«

Das Bekenntnis, das nun folgt, ist groß, weil es Jesus Christus als Sohn Gottes erweist:

»Natanaël antwortete ihm: Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König von Israel!« (Joh 1,49)

Auf alles, was bis jetzt geschah, ist das die Antwort, die Nathanael gibt. Und es ist eine große Antwort. Er erkennt und bekennt Jesus Christus als Sohn Gottes.

Wir können hier an das Bekenntnis des Petrus denken, als Jesus die Jünger fragt, für wen sie ihn halten und Petrus antwortet: »Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!« (Mt 16,16) Wir sollten auch daran denken, was Johannes gerade hier, gleich zu Beginn des ersten Kapitels sagt: »Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt und wir haben seine Herrlichkeit geschaut, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.« (Joh 1,14)

Aber was bedeutet es, wenn Nathanael Jesus als Sohn Gottes bezeichnet?

Der Sohn Gottes bzw. Gottes Sohn ist ein Hoheitstitel, der besagt, dass er Gott selbst ist. Er ist der eingeborene Sohn Gottes, der vor der Erschaffung der Welt war, »aus dem Vater geboren vor aller Zeit: Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater; durch ihn

ist alles geschaffen«. (Nicäno-Konstantinopolitanum) Wenn wir »durch ihn ist alles geschaffen« sagen, wie es im großen Glaubensbekenntnis heißt, dürfen wir gerade hier an den zweiten Satz des ersten Kapitels des Johannesevangeliums denken: »Alles ist durch das Wort geworden und ohne es wurde nichts, was geworden ist.« (Joh 1,3)

Dass Jesus Christus der Sohn Gottes ist, bezeugen alle Evangelien:

Bei Matthäus finden wir die Szene beim Hohepriester, in der auch die Wolken des Himmels angesprochen sind, die im nächsten Abschnitt eine Rolle spielen: »Darauf sagte der Hohepriester zu ihm: Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, sag uns: Bist du der Christus, der Sohn Gottes? Jesus antwortete: Du hast es gesagt. Doch ich erkläre euch: Von nun an werdet ihr den Menschensohn zur Rechten der Macht sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen.« (Mt 26,63-64)

Bei Markus finden wir es vom Anfang des Evangeliums über die Taufe bis zur Verklärung: »Anfang des Evangeliums von Jesus Christus, Gottes Sohn« (Mk 1,1), »Und eine Stimme aus dem Himmel sprach: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden« (Mk 1,11), »Da kam eine Wolke und überschattete sie und es erscholl eine Stimme aus der Wolke: Dieser ist mein geliebter Sohn; auf ihn sollt ihr hören« (Mk 9,7). Und natürlich an der Stelle, wo Jesus sich mit ›Ich bin‹ als Gott selbst erweist: »Da wandte sich

der Hohepriester nochmals an ihn und fragte: Bist du der Christus, der Sohn des Hochgelobten? Jesus sagte: Ich bin es. Und ihr werdet den Menschensohn zur Rechten der Macht sitzen und mit den Wolken des Himmels kommen sehen.« (Mk 14,61-62) Jesus verwendet hier den Ausdruck Ἐγώ εἰμι (Ego eimi) (Mk 14,62 NE 1904) und bezieht sich damit auf die Selbstvorstellung Gottes (Ex 3,14, LXX).

Bei Lukas finden wir es bei der Verkündigung ebenso wie vor dem Hohen Rat: »Der Engel antwortete ihr: Heiliger Geist wird über dich kommen und Kraft des Höchsten wird dich überschatten. Deshalb wird auch das Kind heilig und Sohn Gottes genannt werden.« (Lk 1,35) »Da sagten alle: Du bist also der Sohn Gottes? Er antwortete ihnen: Ihr sagt es – ich bin es.« (Lk 22,70)

Wir finden es genauso an vielen Stellen bei Johannes, von Johannes dem Täufer: »Und ich habe es gesehen und bezeugt: Dieser ist der Sohn Gottes.« (Joh 1,34) über Nathanaels Bekenntnis: »Natanaël antwortete ihm: Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König von Israel!« (Joh 1,49) über Marthas Bekenntnis: »Marta sagte zu ihm: Ja, Herr, ich glaube, dass du der Christus bist, der Sohn Gottes, der in die Welt kommen soll.« (Joh 11,27) bis zum Schluss des Evangeliums: »Diese aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben Leben habt in seinem Namen.« (Joh 20,31)

Natürlich finden wir es auch in weiterer Folge an anderen Stellen wie in der Apostelgeschichte, den Briefen

des Paulus, des Johannes und der Offenbarung sowie dem Buch der Weisheit. (›Sohn Gottes‹ bei Bibleserver)

Wie wir sehen, wird neben ›Gottes Sohn‹ auch vom ›Menschensohn‹ gesprochen. Insbesondere Jesus spricht so von sich selbst in der dritten Person. Das ist deshalb bedeutend, weil er als Sohn Gottes Mensch wird und als Menschensohn durch seine Kreuzigung und Auferstehung den Auftrag vollbringt, zu dem er gesandt ist, zum Vater zurückkehrt, ihm alle Macht gegeben wird und uns den Heiligen Geist sendet.

Das ist bereits im Alten Testament angekündigt, beispielsweise bei Daniel: »Immer noch hatte ich die nächtlichen Visionen: Da kam mit den Wolken des Himmels einer wie ein Menschensohn. Er gelangte bis zu dem Hochbetagten und wurde vor ihn geführt. Ihm wurden Herrschaft, Würde und Königtum gegeben. Alle Völker, Nationen und Sprachen dienten ihm. Seine Herrschaft ist eine ewige, unvergängliche Herrschaft. Sein Reich geht niemals unter.« (Dan 7,13-14) Es findet sich aber natürlich auch an anderen Stellen: »Und über der Gestalt des Thrones war von oben her eine Gestalt, die das Aussehen eines Menschen hatte.« (Hes 1,26, auch Hes 8,2)

Im Neuen Testament ist es gerade bei Johannes der Fall, dass Jesus selbst oft vom Menschensohn spricht. (Joh 1,51, Joh 3,13, Joh 3,14, Joh 6,62, Joh 8,28, Joh 12,23, Joh 13,31) Auch in der Offenbarung des Johannes, die als letztes Buch die Bibel abschließt, finden sich entscheidende Bezüge: »Da wandte ich mich um, weil ich

die Stimme erblicken wollte, die zu mir sprach. Als ich mich umwandte, sah ich sieben goldene Leuchter und mitten unter den Leuchtern einen gleich einem Menschensohn; er war bekleidet mit einem Gewand bis auf die Füße und um die Brust trug er einen Gürtel aus Gold.« (Off 1,13-14)

Cyrill von Alexandria schreibt über Nathanael: »Als er dann erkannte, dass der Herr seine Gedanken schaute, die sich im stimmlosen Flüstern in seinem Geist regten, nennt er ihn sofort Meister, begibt sich sogleich bereitwillig in Seine Nachfolge und bekennt Ihn als Sohn Gottes und König von Israel, in Dem die Eigenschaften der Göttlichkeit innewohnend sind, und als gut Unterwiesener bezeugt er, dass Er gänzlich und im Wesen Gott ist.« (Cyril of Alexandria, Commentary on the Gospel according to John, Book 2,49, eigene Übersetzung)

Wenn Nathanael Jesus als »Sohn Gottes« bekennt (Joh 1,49), haben wir an diese übergroße Geschichte zu denken. Sein Bekenntnis hat eine umso größere Tiefe, weil es sich der Größe Gottes und der Tiefe seines Wortes verdankt.

Und so erkennen wir an dieser Stelle: Der Schöpfer betritt seine Schöpfung und tritt seinen Geschöpfen gegenüber, um sie zu sich zu führen.

»Du wirst noch Größeres sehen«

Zum Schluss sagt Jesus noch etwas besonders Bedeutendes:

»Jesus antwortete ihm: Du glaubst, weil ich dir sagte, dass ich dich unter dem Feigenbaum sah; du wirst noch Größeres als dieses sehen. Und er sprach zu ihm: Amen, amen, ich sage euch: Ihr werdet den Himmel geöffnet und die Engel Gottes auf- und niedersteigen sehen über dem Menschensohn.« (Joh 1,50-51)

Hier kündigt Jesus an, was sein wird. Er spricht von der Zukunft, zugleich schwingt in seinen Worten die Vergangenheit mit, denn hier ist der Bezug zur Jakobsleiter bzw. Jakobstreppe gegeben, wie bereits erwähnt (Gen 28,10-22) und die sowohl Augustinus als auch Thomas in diesem Zusammenhang erwähnen (Augustinus, Johannes-Evangelium, 7, 23, Thomas, Gospel of St. John 1, Lectio 16, 332) Sehen wir uns die Geschichte kurz an.

Jakob ist auf dem Weg nach Haran und kommt an einen bestimmten Ort, den man später Bet-El nennt. Dort legt er sich schlafen und träumt einen Traum: »Da hatte er einen Traum: Siehe, eine Treppe stand auf der Erde, ihre Spitze reichte bis zum Himmel. Und siehe: Auf ihr stiegen Engel Gottes auf und nieder.« (Gen 28,12) Daraufhin erscheint ihm Gott und sagt ihm, dass er ihm und seinen Nachkommen dieses Land geben will und sie zahlreich sein werden wie der Staub auf der Erde, dass er

sich nach Westen und Osten, nach Norden und Süden ausbreiten wird und durch ihn und seine Nachkommen alle Sippen der Erde Segen erlangen. (Gen 28,13-14)

Wir sollten betonen, dass Jakob es ist, der die Treppe sieht, weil sie ihm gezeigt wird. Es ist sonst niemand hier außer ihm. Der Schleier, der oft vor unseren Augen liegt und die Wirklichkeit verbirgt, wird hier kurzzeitig beiseitegeschoben, sodass Jakob sieht und erkennt. Denken wir daran, was wir im zweiten Abschnitt über das Sehen und Erkennen sagten. Auch hier spielt es also eine Rolle.

Wenn Jesus nun sagt: »Ihr werdet den Himmel geöffnet und die Engel Gottes auf- und niedersteigen sehen über dem Menschensohn« (Joh 1,51), scheint es, dass er sich damit auf eben diese bzw. eine solche Treppe bezieht. Allerdings, und das ist Entscheidende, wird es jetzt nicht nur ein Mensch sein, dem Einblick gewährt wird, sondern alle werden es erblicken. Und das wird möglich, wie wir wissen, weil Jesus es uns durch sein Opfer und seine Auferstehung ermöglicht. Deshalb heißt es wohl auch, dass der Himmel geöffnet sein wird über dem Menschensohn. Der Ausblick auf den Himmel ist uns heute deshalb nicht nur für einen kurzen Augenblick enthüllt, der Schleier ist gänzlich gefallen. Jesus ist es, der uns den Weg in den Himmel öffnet, ins Paradies, zu Gott.

Die Aussage findet ihre Erfüllung und wir finden sie unter anderem gleich im anschließenden Buch der Apostelgeschichte, die dem Johannesevangelium folgt.

Hier wird berichtet, wie Stephanus, der erste Märtyrer, vor den Toren Jerusalems gesteinigt wird: »Er aber, erfüllt vom Heiligen Geist, blickte zum Himmel empor, sah die Herrlichkeit Gottes und Jesus zur Rechten Gottes stehen und rief: Siehe, ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen.« (Apg 7,55-56)

Hier schließt sich also die Klammer der Erzählung, sowohl was ihren Wortlaut als auch ihren Inhalt als auch die gesamte Geschichte anbelangt. Die Worte Jesu gehen in Erfüllung und es erfüllt sich in ihnen auch, womit die Schöpfung beginnt, um hier in eine neue Schöpfung zu münden, von der Erschaffung des Himmels und der Erde im ersten Kapitel des ersten Buchs Mose (Gen 1,1) bis zur Verheißung der Öffnung des Himmels im ersten Kapitel des Evangeliums nach Johannes (Joh 1,51).

Der Himmel steht uns offen und deshalb auch der Weg in den Himmel. Derjenige, der ihn öffnet, steht hier und spricht zu Nathanael. Gerade dadurch spricht er auch zu uns allen. Weil er der Sohn Gottes ist, wie Nathanael bekennt. Weil er das Wort ist, wie Johannes sagt. Weil das Wort Gott ist, wie Johannes schreibt.

Schluss

So endet das erste große Kapitel des Evangeliums nach Johannes mit einem großen Ausblick. Es ist der große Anfang eines Anfangs ohne Ende.

Die Szene mit Nathanael zeigt uns, dass wir Fragen stellen dürfen. Sie zeigt uns auch, dass wir mitkommen sollen und sehen müssen, um Antworten auf diese Fragen zu erhalten. Und sie zeigt uns, dass die Erkenntnis zum Bekenntnis führt.

Vielleicht können wir sogar sagen, dass es gut ist, dass gerade hier, am Anfang des Evangeliums, gezeigt wird, dass es Menschen gibt, die Jesus sofort folgen, wie Andreas, Johannes, Petrus und Philippus (Joh 1,37, Joh 1,42, Joh 1,43), und zugleich Menschen, die einen gewissen Anlauf brauchen, wie Nathanael. Er ist ein wenig skeptischer, so wie viele von uns es sind, und dadurch wird seine Erkenntnis und wirkt sein Bekenntnis umso glaubwürdiger, gerade für die Fragenden, Nachfragenden und Hinterfragenden unter uns.

Und es ist bezeichnend, dass diese Erkenntnis sich einstellt und dieses Bekenntnis erfolgt, nachdem Nathanael Jesus persönlich begegnet. Alles, was es braucht, um ihn zu überzeugen, ist eine Begrüßung, eine Frage und eine Antwort.

Es sind übrigens nur diese drei Sätze, die Nathanael bzw. Bartholomäus im Neuen Testament und damit in der

gesamten Bibel spricht: »Kann aus Nazaret etwas Gutes kommen?« (Joh 1,46), »Woher kennst du mich?« (Joh 1,48) und »Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König von Israel!« (Joh 1,49)

Nathanael stellt also zwei Fragen und legt bereits ein Bekenntnis ab. Es sind aber Fragen, die zu diesem Bekenntnis führen. Die erste Frage stellt in Frage und ist von einem gewissen Zweifel geprägt. Die zweite Frage stellt die erste Frage in Frage und ist von einem gewissen Zweifel am Zweifel geprägt. Und es ist Jesu Begrüßung, die ihn von der ersten Frage zur zweiten Frage führt, und Jesu Antwort, die ihn aus dem Fragen herausführt und ins Licht des Erkennens und Bekennens stellt.

Nathanael erkennt und bekennt, weil er erkannt und gekannt wird. Sein Erkennen und Bekennen verdanken sich Gott. So verhält es sich auch, wenn es um uns geht. Wir sind gekannt und werden geliebt. Unser Gekanntsein und Geliebtwerden verdanken sich Gott. Gott ist bei uns, kennt uns und erkennt uns. Erkennen auch wir ihn und lieben wir ihn. Der Himmel ist offen.

Randnotiz zu

JOHANNES 6,21

»schon war das Boot am Ufer«

»Sie wollten ihn zu sich in das Boot nehmen,
aber schon war das Boot am Ufer,
das sie erreichen wollten.«

Joh 6,21

Die Stelle

Im Evangelium nach Johannes findet sich die Erzählung, in der die Jünger in ihrem Boot über den See Genezareth fahren. Es ist Nacht. Ein Sturm kommt auf, Wind und Wellen. Da erblicken sie Jesus. Er geht auf dem See über das Wasser und kommt ihnen entgegen. Sie fürchten sich. Er beruhigt sie. Die Erzählung endet mit dem Satz: »Sie wollten ihn zu sich in das Boot nehmen, aber schon war das Boot am Ufer, das sie erreichen wollten.« (Joh 6,21, EÜ)

Es ist ein Satz, der fast schon überraschend abrupt die Geschichte beendet. Mit einem Mal ist sie vorbei. Wir lesen den Satz noch einmal, sicherheitshalber. Und plötzlich wird uns bewusst, was hier überhaupt gesagt wird. Dass das Boot schon am Ufer ist. Einfach so. Wie ist das möglich? Es ist eine große Erzählung, weil sie von einem großen Wunder berichtet. Schließlich geht Jesus über den See. Passiert in diesem Satz etwa ein weiteres Wunder, das nicht näher ausgeführt wird?

Sehen wir uns zuerst die ganze Stelle an, damit wir den Zusammenhang des Satzes verstehen. Die Stelle lautet:

»Als es aber Abend geworden war, gingen seine Jünger zum See hinab, bestiegen ein Boot und fuhren über den See, auf Kafarnaum zu. Es war schon dunkel geworden und Jesus war noch nicht zu ihnen gekommen. Da wurde der See durch einen heftigen Sturm aufgewühlt. Als sie etwa fünfundzwanzig oder dreißig Stadien gefahren

waren, sahen sie, wie Jesus über den See kam und sich dem Boot näherte; und sie fürchteten sich. Er aber rief ihnen zu: Ich bin es; fürchtet euch nicht! Sie wollten ihn zu sich in das Boot nehmen, aber schon war das Boot am Ufer, das sie erreichen wollten.« (Joh 6,6-21)

Diese Erzählung findet sich auch in den Evangelien nach Matthäus (Mt 14,22-33) und Markus (Mk 6,45-52), die aber andere Schwerpunkte setzen und bei denen der letzte Satz nicht enthalten ist.

Wenden wir uns jetzt diesem Satz zu.

Der Satz

Der Satz scheint so unscheinbar. Zumindest auf den ersten Blick. Es wird nur etwas festgestellt und keine große Geschichte daraus gemacht. Aber wenn wir ein zweites Mal hinsehen und uns veranschaulichen, was da passiert, und uns bewusst machen, was es bedeutet, wächst der Satz vor unseren Augen zu einer großen Aussage.

Überlegen wir: Das Boot befand sich wohl in einiger Entfernung vom Ufer. Johannes spricht davon, dass sie etwa fünfundzwanzig oder dreißig Stadien gefahren waren. Ein Stadion entspricht etwa 185 Metern. Wir dürfen also davon ausgehen, dass es schätzungsweise an die fünf Kilometer waren, die sie bereits zurückgelegt hatten. Damit ist zwar nur ausgesagt, wie viel Strecke sie hinter sich hatten, nicht, wie viel noch vor ihnen lag. Wäre aber ein Ufer nah gewesen, hätte er eher diese Entfernung angegeben. Hier helfen uns möglicherweise die Parallelstellen: Matthäus spricht davon, dass es »schon viele Stadien vom Land entfernt war« (Mt 14,24) und Markus sogar davon, dass es »mitten auf dem See war« (Mk 6,47), wobei Jesus erst später zu ihnen kommt, in der vierten Nachtwache. Wir dürfen also annehmen, dass das Ufer nicht gerade in der Nähe lag. Wo auch immer das Boot sich befand, von dort gleich ans Ufer zu gelangen, war ohne Wunder wohl kaum möglich.

Das Wunder besteht aber auch darin, dass im Text, wenn wir ihn aufmerksam lesen, gar nicht behauptet wird, dass

das Boot schnell ans Ufer gelangte, sondern, dass es bereits dort war: »schon war das Boot am Ufer«. (Joh 6,21) Es war also keine wundersam hohe Geschwindigkeit, mit der das Boot das Ufer erreichte, es war gar keine Geschwindigkeit. Das Boot war dort. Das ist das Besondere.

Es ist gerade diese Unmittelbarkeit des Geschehens, die die Macht Gottes zeigt. Gott spricht und es geschieht. Gott spricht und es ist. Das Geschehen muss sich gar nicht ereignen. Und wenn es doch passiert im Sinne eines zeitlichen Vollzugs, dann liegt es für unsere Wahrnehmung schon immer in der Vergangenheit und ist immer erst im Nachhinein des Geschehens als Geschehenes zu begreifen. Das Am-Ufer-sein ist hier nicht als Ergebnis eines Prozesses dargestellt, der abgeschlossen wird, sondern als Feststehen einer Tatsache vorgestellt, die festgestellt wird.

Wenn wir den Text genau betrachten, vergeht nicht einmal ein Augenzwinkern. Das ist aus gutem Grund möglich. Die Wirklichkeit Gottes steht über der Zeitlichkeit der Welt. Es spielt keine Rolle, ob es das Millionstel einer Sekunde oder eine Million von Jahren dauert. Was passiert, passiert nicht schnell. Es geschieht in dem Sinn, dass es ist. Das Boot ist am Ufer. Es ist am Ziel.

Aber was könnte das bedeuten? Was könnte damit ausgesagt werden, dass das Boot am Ziel ist?

Die christliche Tradition setzt das Boot oft mit der Kirche gleich. So wie das Boot ist auch die Kirche durch stürmische Zeiten unterwegs. Papst Benedikt XVI. sagt über die Parallelstelle bei Matthäus: »Der See symbolisiert das gegenwärtige Leben und die Unbeständigkeit der sichtbaren Welt; der Sturm verweist auf jede Art von Drangsal und Schwierigkeiten, die den Menschen bedrücken. Das Boot hingegen steht für die von Christus gestiftete und von den Aposteln geleitete Kirche.« (Benedikt XVI., Angelus, 7. August 2011) So könnte die Aussage des Satzes anzeigen, dass die Kirche mit Gott zum Ziel, ans Ziel und ins Ziel gelangt.

Wir könnten die Szene vielleicht auch mit unserem eigenen Leben vergleichen. Papst Franziskus sagt ebenfalls über die Parallelstelle bei Matthäus: »Das Bild dieser Fahrt über den See erinnert in gewisser Weise an die Reise unseres Lebens«. (Franziskus, Botschaft, 8. März 2020) Erlauben wir uns also, die Geschehnisse von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten.

So wie das Boot auf dem See, sind auch wir in unserem Leben unterwegs. Manchmal scheint die Sonne, manchmal herrscht dunkle Nacht. Manchmal wirkt alles friedlich, manchmal werden wir von den Wellen hin- und hergerissen. Wir rudern ums Überleben und sehnen uns danach, endlich das Ufer zu erreichen. Dabei könnte es sein, dass wir gar nicht wissen, was wir mit Ufer meinen. Woher sollen wir wissen, wo das Ufer liegt und wie es am Ufer ist, wenn wir es noch nie betraten und es deshalb noch gar nicht kennen? Wie können wir uns also danach sehnen? Wir können es, weil wir die Ahnung des Ufers

bereits in uns haben, weil die Sehnsucht nach dem Ufer schon längst in uns gelegt ist. Weil Gott das Ufer ist. Weil Gott das Ziel ist.

Gott ist das Ufer, weil Gott das Ziel ist. Deshalb ist Gott auch unsere Rettung auf dem See. Weil wir mit ihm in dem Augenblick am Ufer sind, in dem er zu uns ins Boot kommt. Und wir können ihn schon während der Bootsfahrt erkennen, weil er sich uns zeigt. Wir erkennen ihn selbst und gerade in der dunklen Nacht, während des Sturms, weil sein Licht uns leitet.

Wir brauchen ihn nur ins Boot nehmen zu wollen, wie der Satz es beschreibt, und schon sind wir am Ufer. Wir brauchen ihn nur annehmen und aufnehmen zu wollen und schon sind wir im Ziel. Bedenken wir, wie leicht es uns gemacht wird. Es ist nicht einmal erforderlich, dass wir uns anstrengen. Wir müssen nicht rudern und gegen den Wind kämpfen. Wir müssen nicht Kraft aufwenden und uns abmühen. Wir müssen keine großen Taten vollbringen. Es reicht, wenn wir es einfach nur wollen. Und schon sind wir dort. Die großen Taten werden folgen. Aber sie werden sich aus diesem Wollen ergeben, das ein Sehnen nach und ein Streben zu Gott ist. Und sie werden sich deshalb daraus ergeben, weil sie sich aus unserem Glauben an Gott ergeben, den er uns schenkt. Aus seiner Größe, seiner Güte, seiner Liebe. Sobald wir Gott in unser Boot nehmen wollen, in unser Leben, ist er schon in unserem Boot, in unserem Leben, und wir sind mit ihm am Ufer. Dort, wohin wir wollen, wohin wir sollen. Bei Gott, mit Gott, in Gott.

Es sollte angemerkt werden, dass wir diesen Satz mit seinen Formulierungen zwar wörtlich nehmen können, aber nicht buchstäblich nehmen müssen. Die Parallelstellen bei Matthäus und Markus, die die gleiche Geschichte erzählen, führen die Erzählung in einer anderen Weise weiter und enthalten den Satz nicht, wie wir bald sehen werden. Trotzdem sind sie perfekt harmonisierbar, weil sie die Wahrheit beschreiben, auch wenn jedes Evangelium einen anderen Aspekt der Wahrheit betont. Auch die Auslegung einzelner Begriffe wie beispielsweise ›schon‹ statt ›sogleich‹ oder ›Ufer‹ statt ›Land‹ sollte nicht überinterpretiert werden, wie sich am Ende zeigen wird. Es geht nicht um die Reihenfolge der Geschehnisse oder die Präzision der Formulierung. Es geht um das, was die Erzählung uns erzählt. Nicht der Ausdruck steht im Vordergrund, sondern das, was ausgedrückt wird.

So können wir wohl die Aussage gerade dieses Satzes so verstehen, dass in dem Augenblick, in dem wir Gott ins Boot nehmen wollen, wir bereits am Ufer sind, weil Gott das Ziel ist. Wenn wir ihn annehmen und aufnehmen wollen, stellt sich heraus, dass er uns schon längst annahm und aufnahm.

So wird der Aufbruch auf den See der stürmischen Nacht durch den Wunsch nach Annahme und Aufnahme zu einer Ankunft, in der wir selbst angenommen und aufgenommen sind.

Das Kapitel

Betrachten wir jetzt das gesamte Kapitel. Der Bibelvers und die Perikope sind eingebettet zwischen die Erzählung von der Brotvermehrung (Joh 6,1-15) und die Rede über das Himmelsbrot in der Synagoge von Kafarnaum (Joh 6,22-59).

Zu Beginn ist Jesus mit seinen Jüngern am See Tiberias in Galiläa. Eine große Menschenmenge folgt ihm, weil sie die Zeichen sehen, die er tut. Er steigt auf den Berg und will den Menschen Brot geben, damit sie zu essen haben. Ein kleiner Junge hat fünf Gerstenbrote und zwei Fische. Jesus lässt die Leute sich auf das Gras setzen. Es sind etwa fünftausend Männer. Er nimmt die Brote, spricht das Dankgebet und teilt es aus. Das Gleiche macht er mit den Fischen. Die Menge isst und wird satt. Am Ende werden die übrig gebliebenen Brocken eingesammelt. Es sind zwölf gefüllte Körbe. Die Menschen erkennen, dass er wirklich der Prophet ist, der in die Welt kommen soll. (Joh 6,14, Dt 18,15) Daraufhin zieht Jesus sich allein auf den Berg zurück.

Dann kommt die bereits beschriebene Szene mit dem Seewandel. Als es Abend wird, besteigen die Jünger das Boot und fahren allein über den See nach Kafarnaum. Es ist dunkel und der See wird durch einen heftigen Sturm aufgewühlt. Da sehen sie, wie Jesus über den See kommt und sich dem Boot nähert. Sie fürchten sich, er beruhigt sie, sie wollen ihn ins Boot nehmen und schon ist das Boot am Ufer.

Danach folgt die Erzählung, in der Jesus über das Himmelsbrot spricht. Er sagt der Menge, dass sie an ihn glauben sollen, an ihn, den Gott sandte. Und er sagt ihnen, dass es der Vater ist, der ihnen das wahre Brot vom Himmel gibt und damit der Welt das Leben. Die versammelten Menschen wollen dieses Brot und bitten ihn darum. Jesus antwortet: »Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, wird nie mehr hungern, und wer an mich glaubt, wird nie mehr Durst haben.« (Joh 6,35) »Amen, amen, ich sage euch: Wer glaubt, hat das ewige Leben. Ich bin das Brot des Lebens.« (Joh 6,47-48)

So steht die Erzählung vom Seewandel zwischen zwei Erzählungen, in denen es um Brot geht. Das erste Brot ist das vergängliche, das nur vorübergehend sättigt. Das zweite ist das wahre Brot vom Himmel, das ewiges Leben schenkt. Die erste Geschichte wird übrigens auch als Speisung der Fünftausend bezeichnet und wird in allen vier Evangelien erwähnt, in diesem Fall also auch bei Lukas, der die Erzählung über den Seewandel nicht anführt. (Lk 9,10-17) Diese Brotvermehrung ist allerdings nicht zu verwechseln mit der Speisung der Viertausend, die nur bei Matthäus (Mt 15,32-39) und Markus (Mk 8,1-10) vorkommt und bei der sieben Brote und ein paar Fische vermehrt werden statt fünf Gerstenbroten und zwei Fischen.

Sagt uns diese Einbettung zwischen diese beiden Erzählungen etwas? Es könnte sein. Denn dass die stürmische Bootsfahrt zwischen der Geschichte vom vergänglichen und der Geschichte vom himmlischen Brot stattfindet, macht Sinn.

Wir denken wohl als Erstes an das Manna in der Wüste, mit dem Gott das Volk Israel sättigte und das Johannes selbst in diesem Kapitel erwähnt. (Joh 6,31.49-51) Das ist der Bezug der ersten Geschichte. Und wir denken an die Eucharistie, in der wir die konsekrierte Hostie, den Leib Christi, als Brot des Lebens empfangen. Die Eucharistie wurde von Jesus beim Abendmahl vor seiner Kreuzigung eingesetzt, also im Rahmen des Paschafestes. Und es ist gerade zu Beginn dieses Kapitels, wo Johannes davon spricht, dass das Pascha, das Fest der Juden, nahe war, auch wenn es sich bei diesem um ein anderes handelt. (Joh 6,4) Das ist der Bezug der zweiten Geschichte. Zwischen beiden liegt die stürmische Seefahrt.

Wir können deshalb die Seefahrt als Verbindung zwischen den beiden Brot-Erzählungen auffassen. Die Fahrt ist ein Weg, den wir gehen müssen, um vom irdischen zum himmlischen Brot zu gelangen. Wir müssen diesen Weg durch den Sturm wagen. Wir müssen uns entfernen von der bloßen Sättigung des Hungers und uns befreien von dem Wunsch nach normalem Brot. Wir müssen uns hingeben dem Wunsch nach dem Brot des Lebens und aufbrechen zu dem Brot, das Gott uns schenkt. Der Weg kann schwierig sein. Es ist Nacht und in diese Nacht müssen wir uns begeben. Es wütet ein Sturm und diesen Sturm müssen wir ertragen. Es wird aber leicht, wenn wir Gott wollen. Denn in dem Augenblick, wo wir ihn wollen, sind wir bereits am Ufer, am Ziel, bei ihm. Und wir erhalten das Brot des Lebens.

So führt der Weg von einem Brot zum anderen. Und so ist die ganze Stelle mit dem Satz in das gesamte Kapitel eingefügt und vertieft den Sinn der Erzählung.

Die Erzählung vom Seewandel ist eingebettet zwischen die Brotvermehrung und die Rede vom Himmelsbrot, weil zwischen dem gewöhnlichen Brot, das der Sättigung des Hungers dient, und dem himmlischen Brot, das uns ewiges Leben schenkt, ein Weg liegt. Dieser Weg kann auch voller Stürme sein, aber uns bleibt nichts anderes übrig, als ihn zu gehen. Wenn wir Gott ins Boot nehmen wollen, sind wir schon am Ufer. Das Boot ist schon am Ufer, weil Gott das Ufer ist, weil Gott das Ziel ist.

Die Szene

Begeben wir uns tiefer in die Szene hinein und versuchen wir, sie aus der Perspektive der Jünger nachzuerleben, um sie von innen zu verstehen.

Die Jünger befinden sich inmitten des Sturms. Sie kämpfen gegen den Wind und mit den Wellen und dürften schon erschöpft sein. Sie werden sich sicher um sich selbst Sorgen machen, inmitten dieser Finsternis.

Genauso geht es uns in unserem Leben. Auch wir befinden uns mitten am See, mitten im Sturm, mitten in der Dunkelheit. Auch wir haben Angst, dass unser Boot untergeht und sinkt. Das passiert nicht bloß in Situationen der Bedrohung, sondern in jeder Situation unseres Lebens, in unserem ganzen Leben überhaupt. Selbst, wenn alles in Ordnung scheint. Unser Leben kann mit einem Mal aufhören. Und das wird es eines Tages. Und wir wissen es. Und es ist genau diese Einsicht, die das Leben ins Dunkel taucht und diese Aussicht, die es zu einem Sturm der Hoffnungslosigkeit wandelt, gegen die wir ankämpfen können, so viel wir wollen, ohne jemals zu siegen. Aber Gott bringt Licht in diese Nacht und lässt den Sturm versiegen. So sagt Jesus Christus: »Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis umhergehen, sondern wird das Licht des Lebens haben.« (Joh 8,12) Das Folgen besteht im Glauben: »Ich bin als Licht in die Welt gekommen, damit jeder, der an mich glaubt, nicht in der Finsternis

bleibt.« (Joh 12,46) Dieses Glauben ist zugleich ein Hoffen und ein unendlich tiefes Lieben.

Den Jüngern geht es vielleicht erst einmal nur um die Finsternis der Nacht und den Sturm, der die Wellen hochpeitscht. Stellen wir uns nur vor, wie sie sich fühlen müssen, wenn sie in dieser Nacht auf diesem See in diesem Sturm, der sie ohnehin das Fürchten lehrt, nun auch noch Jesus erblicken, der er über den See geht. Ihn zu sehen, wie er über das Wasser schreitet, muss ein Erlebnis sein, das im wahrsten Sinne des Wortes unglaublich ist, nämlich kaum zu glauben. Bis dahin unvorstellbar, unverstehbar, unbegreifbar. Auch wenn sie aufgrund der Wunder, deren Zeugen sie bereits wurden, wie gerade eben bei der Brotvermehrung, den Glauben und die Hoffnung bereits haben sollten und leben müssten. So wie auch wir in unserem Leben. Doch vielleicht braucht es eben diese Nacht auf diesem See in diesem Sturm, damit wir das Licht erkennen, uns nach ihm ausstrecken und er uns ans Land bringt.

So ist es wohl zu erklären, warum die Jünger sich fürchten, nachdem sie Jesus sehen, wie Johannes schreibt. Wahrscheinlich erkennen sie ihn nicht, wie Matthäus und Markus betonen, sondern nehmen nur eine Gestalt wahr, die etwas tut, das niemand tut. Sie haben also nicht nur mit der Dunkelheit und dem Sturm, dem See und sich selbst zu kämpfen, sie müssen sich nun auch fragen, was sie da gerade erleben. Das Wunder ist womöglich noch erschütternder als die Wellen, die ihr Boot erschüttern. Es muss sie im wahrsten Sinne des Wortes verwundern. Und zu einer solchen

Verwunderung kann auch eine gewisse Furcht im Sinne des Erschauderns gehören. Dass er ihnen über das Wasser entgegenkommt, ist ja etwas, das gegen alle Logik spricht und jeder Erfahrung widerspricht.

Dass sie sich fürchten, steht wörtlich bei Johannes, wie wir bereits sahen: »Als sie etwa fünfundzwanzig oder dreißig Stadien gefahren waren, sahen sie, wie Jesus über den See kam und sich dem Boot näherte; und sie fürchteten sich.« (Joh 6,19)

Dass sie von Furcht erfüllt sind, belegt auch die Parallelstelle bei Matthäus: »Als ihn die Jünger über den See kommen sahen, erschraken sie, weil sie meinten, es sei ein Gespenst, und sie schrien vor Angst.« (Mt 14,26) In dieser Erzählung wird übrigens noch dargestellt, dass Petrus zu Jesus über das Wasser geht, aber, als er den heftigen Wind bemerkt, Angst bekommt und unterzugehen beginnt. Jesus hilft ihm und fragt ihn, warum er gezweifelt hat. Die Szene schließt damit, dass die Jünger im Boot vor Jesus niederfallen und bekennen, dass er wahrhaftig Gottes Sohn ist.

Auch bei Markus erschrecken sie und schreien, weil sie meinen, es sei ein Gespenst. Weiter wird beschrieben, wie bereits Jesu Gegenwart den Wind beruhigt: »Dann stieg er zu ihnen ins Boot und der Wind legte sich. Sie aber waren bestürzt und fassungslos.« (Mk 6,51)

Gerade an diesen Stellen, die zum Parallellesen einladen, zeigt sich die Stärke der Evangelien, weil sie sich gegenseitig ergänzen und so ihre Wahrheit bestätigen. Sie

bestätigen einander, weil sie das Gleiche beschreiben. Insofern herrscht Übereinstimmung. Aber weil sie es nicht gleich beschreiben, sondern unterschiedlich darstellen, wird belegt, dass sie nicht voneinander abgeschrieben sind. Das beweist, dass es sich um echte, ehrliche Berichte handelt und das beweist ihre Richtigkeit. Darüber hinaus bilden sie in genau dieser Hinsicht eine große Einheit, weil sie unterschiedliche Aspekte zu einer Erzählung verdichten und dadurch wichtige Punkte passend zusammenführen.

Matthäus zeigt uns, dass wir glauben sollen, egal, welche Stürme um uns herumwüten. Und sogar dann, wenn wir zu zweifeln beginnen und damit unterzugehen, wie Petrus, der sich an dieser Stelle aus dem Boot herauswagt, brauchen wir nur den Herrn zu rufen und ihn um Rettung zu bitten – und damit übrigens eben unseren Glauben zu bekunden – und er streckt sofort die Hand aus und ergreift uns. Als sie dann beide im Boot ankommen und der Wind sich legt, begreifen die Jünger, fallen vor Jesus nieder und sagen: »Wahrhaftig, Gottes Sohn bist du.« (Mt 14,33) Entsprechend trägt die Stelle den Titel ›Die Offenbarung des Gottessohnes auf dem Wasser‹.

Markus wiederum zeigt uns, dass es Gott ist, der den stärksten Gegenwind beruhigt, uns die Mühe abnimmt, wenn wir uns beim Rudern abmühen und uns in unserer Angst beisteht, indem er zu uns ins Boot kommt. In dem Augenblick, wo er das Boot betritt, legt sich der Wind. Trotzdem können wir noch immer so erschüttert sein wie die Jünger, dass wir nicht gleich verstehen und nicht

sofort zur Einsicht kommen: »Dann stieg er zu ihnen ins Boot und der Wind legte sich. Sie aber waren bestürzt und fassungslos. Denn sie waren nicht zur Einsicht gekommen, als das mit den Broten geschah; ihr Herz war verstockt.« (Mk 6,50-51) Auch diese Stelle trägt die Überschrift ›Die Offenbarung des Gottessohnes auf dem Wasser‹.

In diesem Zusammenhang sollten wir anmerken, dass die Jünger wohl aus dem Grund so bestürzt und fassungslos sind und Jesus als Gottes Sohn erkennen, weil er über das Wasser geht, nicht deshalb, weil der Wind sich legt. Dass Jesus imstande ist, den Sturm zu stillen, wissen die Jünger ja bereits, weil er es bereits tat. In der Erzählung vom ›Sturm auf dem See‹, die sich zeitlich früher ereignete, sind sie ebenfalls im Boot, es erhebt sich ebenfalls ein gewaltiger Sturm und das Boot droht ebenfalls von den Wellen überflutet zu werden. Jesus droht den Winden und den Wellen und es tritt völlige Stille ein. (Mt 8,23–27, Mk 4,35–41, Lk 8,22–25) Die Jünger wissen also bereits, dass Wind und Meer ihm gehorchen bzw. sie sollten es wissen. Aber offensichtlich brauchen sie einige solcher Erfahrungen von Wundern und Zeichen, bis sie verstehen, so wie auch wir länger brauchen, bis wir verstehen. Entsprechend fragt Jesus die Jünger in dieser Erzählung ob sie denn noch keinen Glauben haben bzw. wo ihr Glaube ist (Mk 4,40, Lk 8,25), und in der Erzählung, mit der wir uns hier beschäftigen, an Petrus gerichtet, warum er zweifelt bzw. erlebt er die Bestürzung und Fassungslosigkeit der Jünger (Mt 14,31, Mk 6,51-52).

Wir können alle drei Stellen, Matthäus, Markus und Johannes zusammenlesen und sie auf diese Weise harmonisieren. Zuerst kommt Jesus zum Boot, wie bei Johannes beschrieben. Dann kommt Petrus zu ihm aufs Wasser, wie bei Matthäus beschrieben. Und dann kommt Jesus auf das Boot und der Wind legt sich, wie bei Markus beschrieben. Und schon ist das Boot am Ufer, wie Johannes sagt.

Und alle drei Stellen zeigen eins: Dass Gott uns entgegenkommt und der Glaube uns rettet, weil Gott uns rettet.

Sie zeigen auch, dass Angst uns zum Untergang treibt. Wir müssen uns aber weder vor dem See noch vor dem Sturm fürchten. Wir müssen keine Angst haben vor Wind und Wellen. Und wir müssen schon gar nicht erschrecken, wenn wir Zeugen der Offenbarung werden, auch wenn sie uns überwältigt.

Bei Johannes fürchten sich die Jünger, als sie sehen, wie Jesus über den See kommt und sich dem Boot nähert. (Joh 6,19) Bei Matthäus erschrecken sie, weil sie meinen, es sei ein Gespenst und sie schreien vor Angst (Mt 14,26). Bei Markus erschrecken und schreien sie ebenfalls, ebenso aus dem Grund, weil sie meinen, es sei ein Gespenst. (Mk 49,50)

Deshalb beruhigt Jesus sie gleich als Erstes und fordert sie auf, sich nicht zu fürchten. Bei Matthäus und Markus sagt er zu ihnen: »Habt Vertrauen, ich bin es; fürchtet euch nicht!« (Mt 14,27, Mk 6,50)

Bei Johannes ruft Jesus ihnen zu: »Ich bin es; fürchtet euch nicht«. (Joh 6,20) Das ist auch deshalb bedeutend, weil das ›Ich bin es‹ im griechischen Original ›Ego eimi‹ (Ἐγώ εἰμι, Joh 6,21, NE 1904) lautet, also ›Ich bin‹, ohne das ›es‹. Das ist ein direkter Bezug auf den Namen Gottes, der sich in der berühmten Szene mit dem brennenden Dornbusch Mose als »Ich bin, der ich bin« bzw. als »Ich bin« vorstellt und seinen Namen »Jahwe« nennt, das heißt, »Er ist«. (Ex 3,14) Jesus bezeugt damit also seine Gottessohnschaft. Er tut das auch an anderen Stellen, beispielsweise im Garten Getsemani, als er gefangen genommen wird und durch diese Aussage die Soldaten und Gerichtsdiener dazu bringt, zurückzuweichen und zu Boden zu stürzen (Joh 18,6, EÜ, NE 1904), oder im anschließenden Verhör beim Hohepriester, woraufhin er zum Tod verurteilt wird (Mk 14,62 EÜ, NE 1904 und Lk 22,70 EÜ, NE 1904).

Den Ausdruck ›Fürchtet euch nicht‹ verwendet Jesus ebenso an anderen, ebenso wichtigen Stellen, beispielsweise im Zuge seiner Verklärung (Mt 17,7). Es sagt bereits der Engel, der sich den Hirten auf dem Feld zeigt, als Jesus geboren wird: »Fürchtet euch nicht, denn siehe, ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteilwerden soll: Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Christus, der Herr.« (Lk 2,10-11) Und es ist der Engel, der am Grab des Auferstandenen zu den Frauen spricht: »Fürchtet euch nicht! Ich weiß, ihr sucht Jesus, den Gekreuzigten. Er ist nicht hier; denn er ist auferstanden, wie er gesagt hat.« (Mt 28,5-6)

Die Formulierung findet sich auch im Alten Testament, unter anderem in den Büchern des Mose, wo Mose ihn auch in Bezug auf Gott verwendet (Bibelstellen bei Bibelserver) sowie bei Jesaja, wo an einigen Stellen Gott es ist, der ihn ausspricht: »Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir; hab keine Angst, denn ich bin dein Gott«. (Jes 41,10) Und im Psalm 107 steht, sogar passend zur Szene mit dem Boot am See: »Sie schrien zum HERRN in ihrer Bedrängnis und er führte sie heraus aus ihren Nöten, er machte aus dem Sturm ein Säuseln und es schwiegen die Wogen des Meeres. Sie freuten sich, dass die Wogen sich legten, und er führte sie zum ersehnten Hafen.« (Ps 107,28-30) Sie finden sich in ähnlicher Form der Du-Ansprache auch in der Offenbarung des Johannes, wo er über Christus spricht: »Er aber legte seine rechte Hand auf mich und sagte: Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige.« (Offb 1,17-18) Und es waren die Worte »Habt keine Angst«, die der heilige Papst Johannes Paul II. zu seiner Amtseinführung sprach (Johannes Paul II, Ansprache 22. Oktober 1978) und sie später in der Tradition des ›Fürchtet euch nicht‹ bestätigte (Johannes Paul II., Die Schwelle der Hoffnung überschreiten, 34, Hoffmann und Campe 1994).

Und so zeigt uns diese Szene, was passiert, wenn wir uns am meisten Sorgen machen: Gott kommt uns entgegen, so wie Jesus den Jüngern auf dem See entgegenkommt. Er nimmt uns die Angst, nimmt uns die Furcht, hüllt uns in Licht und füllt uns mit Liebe. Er bringt uns ans Ufer.

Auslegungsgeschichte

Wir sehen, dass die Szene voll von Hinweisen und Verweisen ist. Sie verbindet das Alte Testament mit dem Neuen Testament. Sie verbindet die Brotvermehrung mit dem Himmelsbrot. Sie verbindet unsere Furcht vor dem Untergang mit der Freude über unsere Rettung. Und der letzte Satz, der hier im Vordergrund steht, verbindet den Aufbruch mit der Ankunft. Er ist damit der wundervolle Höhepunkt einer Erzählung voller Wunder.

Umso überraschender ist es, dass es in der Exegese nicht so viele oder keine so umfangreichen Ausführungen zu diesem Satz zu geben scheint.

Augustinus behandelt die Stelle in seinen Vorträgen über das Johannes-Evangelium und führt unter anderem aus, dass das Boot bzw. das Schifflein die Kirche vorbildet (Augustinus, Tractatus in Euangelium Iohannis, 25. Vortrag, 5). Er spricht davon, dass die Finsternis zunimmt, das Verständnis abnimmt und die Ungerechtigkeit und die Drangsale sich vermehren. Aber »Jesus geht darüber hin, die Wogen tretend.« (ebenda, 6.) Über den letzten Satz schreibt er, dass sie ihn in das Schiff nehmen wollten und das Schiff alsbald am Land war: »Man kam endlich ans Land, vom Nassen ans Trockene, von der Unruhe zur Ruhe, von der Reise zum Ziele.« (ebenda, 7)

Ähnlich schreibt es Alkuin und beschreibt das Land bzw. den Hafen als Ort der Seligkeit: »Und sofort war das

Boot an dem Land, in welches sie gingen. Es geschah die Ankunft am Land, vom Nassen zum Festen, vom Aufgewühlten zum Sicheren, vom Reisen zum Ziel, das heißt, zu der vollkommenen Ruhe, die es nur im Hafen ewiger Heiterkeit geben wird. Dort ist die ganze Liebe und keine Ungerechtigkeit, das ganze Glück und keine Störung, wo jene ohne Ende herrschen werden, die hier tapfer bis zum Ende ihres Lebens ringen.« (Alcuinus, Commentaria in Joannem, Liber III, Caput VI, Patrologia Latina/Migne, 100, 826, Frobenius II, 52, eigene Übersetzung)

Theophylakt unterscheidet an dieser Stelle explizit drei Wunder: »Siehe nämlich die drei Wunder; eines, dass er wandelte auf dem Meer; zweites, dass er die Wogen niederstreckte; drittes, das sofortige Machen-Werden des Bootes an das Land, in das sie gingen, obwohl es weit entfernt war von dem Land, als der Herr dazutrat.« (Theophylakt von Ohrid, Enarratio in Evangelium S. Joannis, Patrologia Graeca/Migne, 124, 1292, eigene, möglichst wortgetreue Übersetzung)

Die Aufzählung der drei Wunder ist wichtig, weil wir geneigt sein könnten, das dritte Wunder, von dem der letzte Satz handelt, zu übersehen. Wir kennen das Wunder, dass Jesus über das Wasser schreitet. Dieses ist so berühmt, dass es zu einem Bild wurde, das wir vor Augen haben, wenn wir an Wunder denken. Wir erkennen das Wunder, dass der Wind sich legt, als er das Boot betritt, wie Matthäus und Markus berichten. Aber dass das Boot sich plötzlich am Ufer befindet, könnte überlesen werden, weil es die Stelle so abrupt abschließt.

Dabei spielt auch dieses Wunder eine Rolle, weil es uns zeigt, dass wir mit Gott gleich im Ziel sind.

Theophylakt fügt noch ein wenig später sehr schön hinzu: »Wenn aber auch wir Christus in unser Schiff aufnehmen wollen, das heißt, Christus in unserem Herzen einwohnen lassen, werden wir sogleich gefunden werden in dem Land, in das wir geführt werden. Aber welches Land ist dieses? Ganz und gar das Land der Verheißung, der Himmel, das Land der Sanftmütigen und von aller Bosheit zum Frieden Gekommenen.« (ebenda, 1293)

Beide Aussagen werden von Thomas in seiner Catena Aurea zitiert. (Thomas von Aquin, Catena Aurea, Caput 6, Lectio 2 sowie ebenda, in Englisch von John Henry Newman hier und hier)

Ludwig Neidhart äußert sich zu der Frage, ob Jesus nach dem Gang über das Wasser in das Boot der Jünger stieg, also ob sich die Stelle bei Johannes mit den Stellen bei Matthäus und Markus vereinbaren lässt: »Doch sagt Johannes keineswegs, dass die Jünger ihr Vorhaben nicht durchführten oder dass Jesus das Boot nicht betrat. Vielmehr lässt es der Evangelist völlig offen, ob es dazu kam oder nicht. Es kam ihm bei der Abfassung des Textes an dieser Stelle anscheinend ein weiteres Wunder in den Sinn, dass die übrigen Evangelisten übergangen hatten: Dass nämlich, nachdem Jesus ins Boot gekommen war, sie sich plötzlich an Land befunden hatten«. (Ludwig Neidhart, Das Johannesevangelium, 3.3, 8)

Anmerkungen

Aus Gründen philologischer Vollständigkeit sollten wir hinzufügen, dass unterschiedliche Bibelübersetzungen leicht unterschiedliche Ausdrücke verwenden.

Die hier verwendete Übersetzung ist die katholische Einheitsübersetzung und in ihr lautet der Satz: »Sie wollten ihn zu sich in das Boot nehmen, aber schon war das Boot am Ufer, das sie erreichen wollten.« (Joh 6,21, EÜ)

Die Elberfelder schreibt: »Sie wollten ihn nun in das Boot nehmen, und sogleich war das Boot am Land, wohin sie fuhren.« (Joh 6,21, ELB) Schlachter sagt: »Da wollten sie ihn in das Schiff nehmen, und sogleich war das Schiff am Land, wohin sie fahren wollten.« (Joh 6, 21, SLT) Und bei Luther steht: »Da wollten sie ihn ins Boot nehmen; und sogleich war das Boot am Land, wohin sie fahren wollten.« (Joh 6,21, LUT)

Nun steht im griechischen Original für ›schon‹ das Wort εὐθέως (eutheōs), das auch mit ›gleich‹ oder ›sofort‹ übersetzt wird. (NE 1904) Das übersetzen die anderen Bibelübersetzungen mit ›sogleich‹. (EÜ, ELB, LUT, SLT)

Für ›Ufer‹ wird im Griechischen γῆς (gēs) verwendet, das eigentlich ›Land‹ meint. (NE 1904) Das übersetzen die anderen mit ›Land‹. (EÜ, ELB, LUT, SLT)

Und für die Wendung ›das sie erreichen wollten‹, steht im Original ὑπῆγον (hypēgon), das eher ›wohin sie gingen‹ heißt. (NE 1904) Das übersetzen die anderen mit ›wohin sie fuhren‹ bzw. ›wohin sie fahren wollten‹. (EÜ, ELB, LUT, SLT)

Es sei auch angemerkt, dass das Wort ›aber‹ im Griechischen καὶ (kai) lautet, also ›und‹. (NE 1904) Das übersetzen die anderen ebenso mit ›und‹.

In der lateinischen Nova Vulgata lautet der Satz: »Volebant ergo accipere eum in navem, et statim fuit navis ad terram, in quam ibant.« (Joh 6,21, NV) Das lässt sich übersetzen als: »Sie wollten ihn also in das Boot aufnehmen, und sofort war das Boot an Land, in welches sie gingen.« Wobei ›sofort‹ vielleicht noch passender mit ›auf der Stelle‹ übersetzt werden könnte, weil ›statim‹ von ›stare‹, also ›stehen‹ kommt. So könnten wir die Wendung ›statim fuit‹ mit ›stehend-war‹ bzw. mit ›auf-der-Stelle-war‹ übersetzen.

Das entspricht auch dem Griechischen: »ἤθελον οὖν λαβεῖν αὐτὸν εἰς τὸ πλοῖον, καὶ εὐθέως ἐγένετο τὸ πλοῖον ἐπὶ τῆς γῆς εἰς ἣν ὑπῆγον« (ēthelon oun labein auton eis to ploion, kai eutheōs egeneto to ploion epi tēs gēs eis hēn hypēgon.), auf Deutsch: »Sie wollten ihn also aufnehmen in das Boot, und sofort war das Boot an dem Land, in welches sie gingen« (Joh 6,21, NA 28, eigene Übersetzung).

Ich will diese Unterschiede nicht beurteilen, darf aber zum besseren Verständnis auf etwas hinweisen. Der

Ausdruck ›Ufer‹ statt ›Land‹ ist verständlich und korrekt, weil das Ufer einen Teil des Landes bildet und zwar den ersten, den man erreicht. Eben dadurch bildet es aber nur einen Ausschnitt ab. Wenn wir vom Ufer als Ziel sprechen, denken wir vielleicht nur an die Küste, während das ganze Land das Ziel ist und damit eine größere Form von Mächtigkeit, Festigkeit und Weite ausdrückt. Ich hoffe jedoch, dass es kein Problem für die Auslegung darstellt. Wörter sind wichtig, aber was sie sagen ist wichtiger. Und wenn wir zusätzlich die Stelle in ihrer Gesamtheit und das Kapitel in seiner Ganzheit betrachten, erfassen wir eher den Sinn des Satzes.

Schluss

Dieser Kommentar wurde länger als geplant. Aber so ergab es sich. An einem Samstag kurz vor Mittag las ich das Tagesevangelium, in diesem Fall Johannes 6,16-21. Der letzte Satz überraschte mich: »Sie wollten ihn zu sich in das Boot nehmen, aber schon war das Boot am Ufer, das sie erreichen wollten.« (Joh 6,21)

Ich fing gleich an zu schreiben. Dabei ging es mir nicht um das Studium dessen, was andere schrieben, sondern um das Durchdenken des Gedankens, der sich für mich aus dem Satz ergab: Mit Gott sind wir schon immer am Ufer, an Land, im Ziel, weil Gott das Ziel ist.

Am nächsten Tag las ich die Tagespredigt von Papst Leo XIV., die dieser Stelle gewidmet war: »Die Kirche hat auf ihrem Weg durch die Jahrhunderte oft Stürme und ›Gegenwinde‹ erlebt, und auch wir können uns vielleicht manchmal in die Gefühle der Angst und des Zweifels hineinversetzen, die die Jünger während der Überfahrt über den See Gennesaret empfanden. Das ist es, was wir in den Momenten empfinden, in denen wir unterzugehen scheinen, überwältigt von widrigen Kräften, wenn alles dunkel zu sein scheint und wir uns allein und schwach fühlen. Doch es ist nicht so. Jesus ist bei uns, immer, stärker als jede Macht des Bösen; in jedem Sturm kommt er zu uns und sagt uns erneut: ›Ich bin hier bei dir: Fürchte dich nicht.‹« (Leo XIV., Predigt, 18. April 2026)

Und schon ist das Boot am Ufer.

Randnotiz zu

JOHANNES 17,17

»dein Wort ist Wahrheit«

»Heilige sie in der Wahrheit;
dein Wort ist Wahrheit.«

Joh 17,17

Einleitung

Im Evangelium nach Johannes finden wir das Hohepriesterliche Gebet Jesu, das er nach seinen drei Abschiedsreden beim Mahl mit den Jüngern betet, bevor er verhaftet, verhört und gekreuzigt wird. (Joh 17) Er bittet darin um Verherrlichung und hält Fürsprache für alle, die ihm gegeben sind und an ihn glauben.

Es ist ein Gebet, das die Grenzen von Ort und Zeit überschreitet. Sehen wir uns deshalb nur einen Satz an. Das Besondere an diesem Bibelvers ist, dass es Gott ist, der uns durch sein Wort in dieses Wort hineinführt und uns mit seiner Wahrheit in die Wahrheit hineinnimmt:

»Heilige sie in der Wahrheit; dein Wort ist Wahrheit.« (Joh 17,17)

Jesus betet, dass der Vater die Apostel in der Wahrheit heiligt, denn sein Wort ist Wahrheit. Das ist eine entscheidende Bitte in diesem entscheidenden Gebet. Doch was bedeutet es, in der Wahrheit geheiligt zu sein? Und was heißt es, dass sein Wort die Wahrheit ist?

Betrachten wir den Satz im Detail und beginnen wir mit dem Wort und der Wahrheit. Halten wir uns dabei vor Augen, was Papst Benedikt XVI. über diese Stelle und dieses Gebet sagt: »Im Mittelpunkt dieses Gebets der Fürsprache und der Sühne für die Jünger steht die Bitte um Heiligung.« (Benedikt XVI., Generalaudienz, 25. Januar 2012) »Es wird ›Hohepriesterliches Gebet‹

genannt, weil Jesus sich in ihm in der Haltung des Priesters zeigt, der Fürsprache für die Seinen einlegt in dem Moment, in dem er sich anschickt, diese Welt zu verlassen.« (Benedikt XVI., Predigt, 5. Juni 2011) Das Gebet wird vor dem Hintergrund des jüdischen Versöhnungsfestes Jom Kippur verständlich, an dem der Hohepriester das Sühneopfer für sich, den Priesterstand und das gesamte Volk bringt: »In jener Nacht wendet Jesus sich an den Vater in dem Augenblick, in dem er sich selbst hingibt. Er, Priester und Opfer, betet für sich, für die Apostel und für alle, die an ihn glauben werden, für die Kirche aller Zeiten«. (ebenda)

So endet Jesu Abschied mit diesem »erhabenen Gebet an den Vater« (Jozef Tomko, Predigt, 13. November 2005), in dem alle angesprochen sind, die glauben: »In diesem ›Hohepriesterlichem Gebet‹ sind die Christen aller Zeiten präsent, Jesus Christus hat sowohl für die Einheit der Apostel als auch derer gebetet, die durch ihr Wort an ihn glauben sollten [...] Das Hohepriesterliche Gebet Jesu Christi umfaßt alle, die an ihn glauben«. (Bischofssynode, XI. Ordentliche Vollversammlung 2005, 85/1, 85/2)

»Dein Wort«

Wenn Jesus sagt: »dein Wort ist Wahrheit« (Joh 17,17), was ist mit dem Wort ›Wort‹ gemeint?

Erst einmal dürfen wir das Wort sicher in seiner wörtlichen Bedeutung nehmen, also in dem Sinn, dass das, was Gott sagt, tatsächlich wahr ist. Gott spricht die Wahrheit: »Ich bin der HERR, der die Wahrheit spricht und der verkündet, was recht ist.« (Jes 45,19) Folglich ist sein Wort auch wahr: »Ja, Herr und GOTT, du bist der einzige Gott und deine Worte sind wahr«. (2 Sam 7,28) Und so können wir es auch verstehen: »›Dein Wort ist Wahrheit.‹ Das heißt, ›es ist keine Falschheit in ihm, und alles, was in ihm gesagt wird, muss unweigerlich in Erfüllung gehen.‹« (Johannes Chrysostomos, In Iohannem homiliae, 82, eigene Übersetzung) »Und darum fügt er hinzu, dein Wort ist Wahrheit: weil nämlich die Wahrheit der Worte Gottes keine Falschheit beigemischt hat«. (Thomas von Aquin, Super Evangelium S. Ioannis Lectura, Caput 9, Lectio 4, 2229, eigene Übersetzung)

Wir werden aber im gleichen Augenblick auch daran erinnert, dass das Wort wesentlich mehr bekundet als nur das Wörtliche, auch und gerade im Johannesevangelium. Es bezeichnet Jesus selbst.

Jesus ist das Wort. Wie gleich der erste Satz des Evangeliums bezeugt: »Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und das Wort war Gott.« (Joh 1,1)

Damit ist Jesus Christus gemeint. Wenn Jesus also sagt, »dein Wort ist Wahrheit«, spricht er damit über sich selbst. Entsprechend schreibt Augustinus: »›Dein Wort‹, sagt er, ›ist Wahrheit‹. Was hat er damit anders gesagt als: ›Ich bin die Wahrheit‹?« (Augustinus von Hippo, Vorträge über das Johannes-Evangelium, 108, 3) Zugleich ist damit auch der Vater gemeint, denn das Wort Jesu ist das Wort des Vaters: »Und das Wort, das ihr hört, stammt nicht von mir, sondern vom Vater, der mich gesandt hat.« (Joh 14,24) Und damit ist auch der Heilige Geist gemeint, denn wenn der Heilige Geist kommt, wird er »nicht aus sich selbst heraus reden, sondern er wird reden, was er hört, und euch verkünden, was kommen wird.« (Joh 16,13) Und damit ist Gott gemeint, denn das Wort ist Gott: »und das Wort war Gott.« (Joh 1,1) Das bedeutet, dass Jesus Christus Gott ist. Als Wort ist er der Sohn des Vaters und damit die zweite Person der Trinität, das fleischgewordene Wort (Joh 1,14; 1 Tim 3,16; Phil 2,6-7; Kol 2,9), das lebendige Wort (1 Petr 1,23; Hebr 4,12), das Wort, durch das alles erschaffen ist (Joh 1,3). Das schließt auch die Klammer zum Wort ›dein‹ in ›dein Wort‹. Es heißt ›dein Wort‹, weil Jesus das Wort Gottes ist und damit Gott.

Das griechische Wort, das Johannes für ›Wort‹ verwendet, lautet übrigens ›Logos‹ (λόγος). Logos bedeutet Wort oder Rede, ebenso Vernunft und Verstand, Sinn und Bedeutung, Grund und Begründung, Lehre und Gesetz und vieles mehr. Es kann vielfältig übersetzt werden, weil es in der griechischen Philosophie eine bedeutende Rolle spielt. So könnten wir sagen, dass Johannes, indem er dieses griechische Wort gebraucht, an

eine begriffliche Tradition anknüpft, die den Menschen bekannt und damit verständlich ist, sowohl den hellenistischen Juden in Israel als auch in der Diaspora als auch allen anderen, die von griechischer Kultur geprägt sind. Er führt damit gewissermaßen die jüdische Kultur mit der griechischen zusammen und internationalisiert sie für die Welt. Zugleich führt er möglicherweise auch die hebräische bzw. aramäische sprachliche Tradition zusammen. Das ist nur ein Gedanke, der aber vielleicht insofern von Bedeutung ist, weil er möglicherweise zum besseren Verständnis des Wortes beiträgt.

Es gibt im Aramäischen das Wort ›Memra‹ (מֵימְרָא), das sich in den Targumim findet, den Übersetzungen der hebräischen und griechischen Schriften ins Aramäische, das damals vom Volk gesprochen wurde. Auch dieses Wort bedeutet ›Wort‹ oder ›Rede‹ und wurde gebraucht, um den Namen Gottes nicht zu missbrauchen, seine Unnahbarkeit zu betonen und einer möglichen Anthropomorphisierung entgegenzuwirken. Wir sehen es an Formulierungen wie: »Und sie hörten die Stimme des Wortes (Memra) des HERRN Gottes« statt »Und sie hörten die Stimme des HERRN Gottes«. (Targum Pseudo-Jonathan, Gen 3,8, auch Targum Jerusalem, Gen 3,8, Targum Onkelos, Gen 3,8 im Vergleich dazu Gen 3,8 WLC INT, eigene Übersetzung)

Wenn nun Johannes das Wort Logos verwendet, könnte es sein, dass es den Menschen damals insofern vertrauter klang, weil sie dabei an das ihnen bereits bekannte Memra denken konnten. Es hätte die Wahrnehmung

erleichtert und einen Anknüpfungspunkt geschaffen. Falls es sich so verhielt, wäre es zusätzlich eine Vermittlung zwischen dem Griechischen und dem Jüdischen ebenso wie dem Hebräischen und dem Aramäischen.

Es ist aber wichtig, zu verstehen, dass Memra wohl nicht in dem Sinn verstanden wurde, in dem Johannes davon spricht. Der Ausdruck wurde eher zur Bezeichnung und Umschreibung Gottes verwendet, nicht in personifizierender Form. Das Wort diente offensichtlich dazu, die Transzendenz Gottes zu wahren und als Puffer zum Unnahbaren zu fungieren. (siehe auch Rudolf Schnackenburg, Das Johannesevangelium, Band 2, Joh 12, 48-49, Seite 528, Anmerkung 2, Herder 1965, und The Gospel according to St. John, Vol. 1, Excursus I, Seite 485, Seabury Press 1965)

Nun wird aber, wie wir im Johannesevangelium lesen, das Wort Fleisch und Gott Mensch. Aus Entfernung wird Nähe, aus Transzendenz Immanenz. Das ist ein totaler Bruch mit dem, was Memra bezeichnete und als was es verstanden wurde. Aber eben das ist der springende Punkt.

Johannes verkündet eine Offenbarung, die die bisherige voll entfaltet, krönt und abschließt. Falls er dabei an ein vertrautes Wort anknüpft, erleichtert er den Menschen das Verständnis und stellt es zugleich auf neue Beine. Obwohl wir vielleicht sagen könnten, dass, so wie die Menschen damals das Alte Testament aus der Perspektive ihrer Zeit verstanden und wir es heute aus

der Perspektive des Neuen Testaments lesen, vielleicht auch hier auf Wegen, die wir nicht kennen, bereits damals neue Wege geschaffen wurden.

Sicherheitshalber müssen wir jedoch hinzufügen, dass die Targumim nur mündlich überliefert und erst in der nachchristlichen Zeit verschriftlicht wurden. Wir dürfen aber davon ausgehen, dass sie bereits in der vorchristlichen Zeit verwendet wurden, wie die Schriftrollen von Qumran belegen. In den aufgefundenen Rollen und Fragmenten kommt das Wort Memra zwar nicht vor, wir können jedoch annehmen, dass es schon verwendet wurde, weil die Überlieferung sehr treu ist, wie wir am Masoretischen Text erkennen, und es später kaum erfunden und eingeführt worden wäre.

Aber unabhängig davon, wie wir es interpretieren, wir sollten es nicht überkonstruieren. Denn obwohl wir versuchen sollten, die Wörter zu verstehen, geht es nicht nur darum, warum oder wozu welches Wort verwendet wird, sondern was die Aussage ist.

Johannes saß wahrscheinlich nicht am Schreibtisch und suchte nach Verbindungen zwischen Begrifflichkeiten. Er überlegte sich sicher genau, was er sagt und wie er es sagt. Aber das, was er schrieb, schrieb er, weil er es erlebte. Er folgte Jesus Christus. Er war bei ihm und mit ihm. Und das heißt, er sah Gott und er hörte Gott: »Was von Anfang an war, was wir gehört, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände angefasst haben vom Wort des Lebens – das Leben ist

erschienen und wir haben gesehen und bezeugen und verkünden euch das ewige Leben, das beim Vater war und uns erschienen ist –, was wir gesehen und gehört haben, das verkünden wir auch euch, damit auch ihr Gemeinschaft mit uns habt.« (1 Joh 1,1-3)

Das müssen wir uns vor Augen halten, denn das ist das Entscheidende: Wenn Johannes vom Wort Gottes spricht, tut er das, weil es das Wort Gottes ist. Er schreibt vom Wort Gottes und er schreibt es auf, weil er es erlebte und nun bezeugt und verkündet.

Deshalb können wir auch von der Heiligen Schrift als dem Wort Gottes sprechen, denn »die Heilige Schrift ist Gottes Rede«, und ebenso von der Heiligen Überlieferung, die »das Wort Gottes, das von Christus dem Herrn und vom Heiligen Geist den Aposteln anvertraut wurde«, weitergibt. (Dei Verbum, 9)

»ist Wahrheit«

Wenn Jesus sagt: »dein Wort ist Wahrheit« (Joh 17,17), was ist mit dem Wort ›Wahrheit‹ gemeint?

Wir dürfen das Wort Wahrheit erst einmal wohl so auffassen, wie wir es gewohnt sind, es aufzufassen, nämlich wörtlich. Jesus wendet sich an den Vater und sagt, dass sein Wort Wahrheit ist. Es heißt also, dass das, was er sagt, wahr ist. Er sagt die Wahrheit, er spricht die Wahrheit. Er tut auch die Wahrheit und handelt nach der Wahrheit und in der Wahrheit. Aber wir müssen bedenken, dass eine solche bloß wörtliche Interpretation zu kurz greift und an der wahren Bedeutung der Wahrheit vorbeigeht. Denn warum ist es so, dass er die Wahrheit sagt und spricht und tut? Es ist aus dem Grund so, weil die Wahrheit zum Wesen Gottes gehört. Er ist als wahrer Gott ein wahrer Gott, das heißt, dass er ganz Wahrheit ist. Mit Wahrheit ist also Gott gemeint, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. Betrachten wir dazu einige Aussagen.

Jesus selbst sagt in seiner ersten Abschiedsrede: »Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich.« (Joh 14,6) Und schon am Anfang des Johannesevangeliums steht: »Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt und wir haben seine Herrlichkeit geschaut, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.« (Joh 1,14) Das bedeutet: »Er selbst ist die

Wahrheit, die Wahrheit in Person.« (Benedikt XVI., Eucharistiefeier, 30. August 2009)

Der Heilige Geist ist ebenso Wahrheit und wird sogar als Geist der Wahrheit bezeichnet: »Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in der ganzen Wahrheit leiten.« (Joh 16,13, siehe auch Joh 15,26) »Und der Geist ist es, der Zeugnis ablegt; denn der Geist ist die Wahrheit.« (1 Joh 5,6)

Der Vater ist natürlich auch Wahrheit, denn Jesus betet zu ihm gerade an dieser Stelle und sagt: »aber ich bin nicht von mir aus gekommen, sondern er, der mich gesandt hat, ist wahrhaftig« (Joh 7,28), »der mich gesandt hat, ist wahrhaftig, und was ich von ihm gehört habe, das sage ich der Welt. Sie verstanden nicht, dass er damit den Vater meinte.« (Joh 8,26-27)

Das heißt, Gott ist Wahrheit: »Das aber ist das ewige Leben: dass sie dich, den einzigen wahren Gott, erkennen und den du gesandt hast, Jesus Christus.« (Joh 17,3) »Der Sohn Gottes ist gekommen und er hat uns Einsicht geschenkt, damit wir den Wahren erkennen. Und wir sind in diesem Wahren, in seinem Sohn Jesus Christus. Er ist der wahre Gott und ewiges Leben.« (1 Joh 5,20)

Alle Ausdrücke, die Johannes hier verwendet, von ›Wahrheit‹ über ›wahrhaftig‹ bis ›wahr‹, basieren bzw. sind abgeleitet von dem griechischen Begriff für ›Wahrheit‹, ἀλήθεια (alētheia), sie sagen also das Gleiche, was ihren Zusammenhang und ihre Einheit bestätigt. (Joh 14,6; Joh

1,14; Joh 16,13; 1 Joh 5,6; Joh 7,28; Joh 8,26; Joh 17,3; 1 Joh 5,20; alle NE 1904 INT) Das wird gleich eine Rolle spielen, wenn wir uns mit dem Ausdruck Aletheia im Detail beschäftigen.

Gott ist Wahrheit, in allen drei Personen. Deshalb kommt von ihm alle Wahrheit und ist von seiner Wahrheit jede Wahrheit abgeleitet. Alles, wovon wir wahrhaft sagen können, dass es sich in Wahrheit so oder so verhält, verhält sich so oder so, weil es seine Wahrheit aus und durch und in Gott hat. Hier gilt es möglicherweise, ein wenig umzudenken, weil wir oft in die falsche Richtung blicken, wenn wir versuchen, uns der Wahrheit auf gewissermaßen weltliche Weise zu nähern. Sehen wir uns das genauer an.

Wahrheit wird klassischerweise als Übereinstimmung von Aussagen mit Sachverhalten definiert. Als Wahrheit gilt, wenn das, was wir sagen, tatsächlich den Tatsachen entspricht, wenn das, was wir erkennen, wirklich Wirklichkeit ist, wenn das, was wir denken, in Realität real ist. Und das ist natürlich richtig. Nur ist zugleich genau das natürlich eine richtige Plattitüde. Denn wenn wir Wahrheit als Übereinstimmung der Richtigkeit eines Satzes mit seinem Gegenstand bezeichnen, haben wir damit recht, allerdings nichts davon, weil es sich dabei um eine Selbstverständlichkeit handelt. Wir können Wahrheit im Sinne einer Korrespondenz oder Kohärenz interpretieren, sie semantisch oder konsensual definieren, aber das führt uns nicht einen Schritt näher zur Wahrheit. Ja, die Wahrheit ist Übereinstimmung von Aussage und Sachverhalt, Sache und Verstand,

Erkenntnis und Gegenstand, ohne Widerspruch, sprachlich präzise, logisch und anerkannt und auf dem basierend, was wir glauben, dass wir glauben im Sinne des weltlichen Glaubens. Nur was haben wir davon?

Alles, was wir unter diesem Gesichtspunkt als wahr feststellen können, betrifft die Welt und unser Denken und Erkennen und Sprechen in Bezug auf die Welt. Aber alles, was in der Welt ist, und damit auch unser Denken und Erkennen und Sprechen, hat seinen Ausgang in Gott. Nicht immer in der Form, wie wir es vorfinden, denn unsere Welt und auch wir sind durch die Sünde entstellt, die die Freiheit der Schöpfung missbraucht, was auch den Grund für die Vergänglichkeit der Welt darstellt. Aber eben das bedeutet, dass, wenn wir die Welt verstehen und die Wahrheit finden wollen, wir uns auf Gott ausrichten müssen, um ihn zu verstehen und seine Wahrheit zu finden, denn nur von ihm her ist ein Weltverständnis überhaupt möglich und ist Wahrheit Wahrheit.

Alle Beschreibungen der Wahrheit mögen also richtig sein, sie bringen nur keinen Erkenntnisgewinn, weil sie die Theorie um Theorien erweitern, ohne zur Wahrheit vorzudringen und ohne dass sich mit ihnen eine sinnvolle Praxis verwirklichen lässt, zumindest nicht in dem Sinn sinnvoll, als sie sich nicht auf den großen Sinn des Lebens beziehen. Wir finden auf ihrer Grundlage viele kleine Wahrheiten, aber nicht die große Wahrheit. Die einzelnen Wahrheiten sind für den Alltag erforderlich, aber sie beziehen sich auf den Alltag in einer Welt, die vergänglich ist, und so sind auch sie

vergänglich, denn es zählt und entscheidet nur die Wahrheit, von der alle Wahrheiten ihre Wahrheit haben. Das drückt auch das Adjektiv ›wahr‹ aus, das als Eigenschaftswort die Eigenschaft der Wahrheit beschreibt, sich an den Einzelsachen zu bewahrheiten.

Das Wort, das Johannes an dieser Stelle für ›Wahrheit‹ verwendet, lautet im griechischen Original ἀλήθεια (aletheia), wie bereits erwähnt. (Joh 17,17, NE 1904 INT, übrigens auch an der Stelle, wo Pilatus nach ihr fragt, wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden, Joh 18,38, ebenda)

›Aletheia‹ bedeutet im Prinzip ›Unverborgenheit‹ oder ›Enthüllung‹ und deshalb ›Wahrheit‹. Es setzt sich zusammen aus ›a-‹ im Sinne der Verneinung, bedeutet also ›nicht-‹ oder ›un-‹, und ›lethe‹, das ›Verbergen‹ und ›Vergessen‹ bedeutet, sowie dem Suffix ›-ia‹, das die Endung darstellt und aus dem Wort ein Hauptwort macht. Wir könnten es also als ›Un-Verborgenheit‹ oder ›Nicht-Verborgenheit‹ beschreiben. Das Hauptwort ›lethe‹ leitet sich seinerseits vom Verb ›letho‹ ab. Insofern steht das Sich-verbergen oder Sich-verstecken am Anfang. Wenn wir es positiv ausdrücken wollen, kommen wir zu ›Ent-Borgenheit‹ bzw. ›Ent-Versteckheit‹. Wir könnten vielleicht noch präziser sein, um den Prozess des dynamischen Ent-Bergens zu beschreiben und könnten es als ›Ent-Bergenheit‹ bezeichnen. Wenn wir es zusätzlich noch positiver von der Seite des Ergebnisses dieses Prozesses darstellen wollten, kommen wir zum ›Ans-Licht-Bringen‹. Das ist zwar bereits eine Interpretation, die über das Wort hinausgeht, weil es von

dem Gedanken getragen wird, dass etwas, das verborgen ist, entborgen wird und somit ans Licht gelangt. Allerdings deutet vieles darauf hin, dass ein solcher Zusammenhang zwischen Wahrheit und Licht bereits in der griechischen Antike vorlag. Hier wurde der Weg zur Wahrheit auch als Vorgang des Enthüllens des in der Nacht Verborgenen zum Licht hin dargestellt. In neuerer Zeit wurde Wahrheit ebenfalls als Entbergen betrachtet, mit Aletheia in Verbindung gebracht und als Lichtung vorgestellt.

Es ist nur entscheidend zu verstehen, dass Gott selbst das Licht ist und die Wahrheit. Solange wir uns nur mit konkreten Einzelwahrheiten aufhalten, halten wir uns nicht in der Wahrheit auf. Wir müssen in der Wahrheit sein, um die Wahrheit zu erkennen und damit alle Wahrheiten. Das zeigt sich auch und gerade im Evangelium nach Johannes und es zeigt sich auch und gerade an dieser Stelle, über die wir hier sprechen.

Jesus wird im Johannesevangelium sehr oft als Licht bezeichnet und spricht auch von sich selbst als Licht: »Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis umhergehen, sondern wird das Licht des Lebens haben.« (Joh 8,12, siehe auch Joh 1,4-5; Joh 1,7-8; Joh 3,19-20; Joh 9,5; Joh 11,9-10; Joh 12,35-36) Auch Gott wird als Licht bezeichnet, weil er das Licht ist: »Gott ist Licht und keine Finsternis ist in ihm.« (1 Joh 1,5) Deshalb brauchen wir sein Licht, um die Wahrheit zu erkennen, und seine Wahrheit, um das Licht zu sehen. So kommt auch Johannes der Täufer, »um Zeugnis abzulegen für das Licht« (Joh 1,7) und, wie

Jesus sagt, »er hat für die Wahrheit Zeugnis abgelegt.« (Joh 5,33) »Wer aber die Wahrheit tut, kommt zum Licht, damit offenbar wird, dass seine Taten in Gott vollbracht sind.« (Joh 3,21)

Es ist also nicht erforderlich, einer bestimmten Theorie zu folgen oder einen besonderen Erkenntnisakt durchzuführen, um zur Wahrheit zu gelangen. Wir brauchen keine bestimmte Perspektive, die wir einnehmen müssten, um die Wahrheit zu erblicken, und keinen bestimmten Platz, an dem wir stehen müssten, um in der Wahrheit zu sein. Selbst das dichteste Dickicht des dunkelsten Waldes ist vom Licht Gottes erfüllt und steht in seiner Wahrheit. Wir brauchen nur Gott. So ist auch die Wahrhaftigkeit ein Sich-aufhalten in der Wahrheit und damit in Gott, oder besser gesagt, in Gott und damit in der Wahrheit. In dieser Wahrheit, in ihm, sollen wir wandeln: »Ich habe keine größere Freude, als zu hören, dass meine Kinder in der Wahrheit wandeln.« (3 Joh 4)

Beide, Wahrheit und Licht, sind in Psalm 43 verbunden: »Sende dein Licht und deine Wahrheit; sie sollen mich leiten; sie sollen mich bringen zu deinem heiligen Berg und zu deinen Wohnungen.« (Ps 43,3) Denken wir daran, was Jesus in seiner ersten Abschiedsrede vor seinem Hohepriesterlichen Gebet sagt: »Im Haus meines Vaters gibt es viele Wohnungen.« (Joh 14,2)

Wer ist Wahrheit?

Was wir gerade über die Wahrheit sagten, hilft vielleicht dabei, die Szene im nächsten Kapitel tiefer zu verstehen, in der Jesus von Pilatus verhört wird. (Joh 18,28-40) Wir begeben uns damit zwar ins nächste Kapitel, aber nur, um eben die Stelle, um die es uns hier geht, zu konkretisieren und damit zu veranschaulichen, dass Jesus die Wahrheit ist und dieses Verständnis alles Verständnis eröffnet.

Pilatus stellt hier die berühmte Frage, die inzwischen zu einem geflügelten Wort wurde: »Was ist Wahrheit?« (Joh 18,38) Und wir sehen sogleich, dass seine Frage falsch gestellt ist. Er sollte nicht fragen, was Wahrheit ist, sondern wer Wahrheit ist. Deshalb erhält er vielleicht auch keine Antwort, will keine Antwort erhalten und es würde ihm nicht helfen, wenn er eine Antwort erhalten würde. Weil die Frage in die völlig falsche Richtung weist.

Vergegenwärtigen wir uns die Szene: Nach seinem Hohepriesterlichen Gebet geht Jesus mit seinen Jüngern in den Garten, wo er verhaftet, zu Hannas und dem Hohepriester Kajaphas geführt und anschließend zu Pontius Pilatus gebracht wird, dem römischen Statthalter.

Pilatus verhört Jesus und es scheint, als würde ihm nicht wirklich etwas daran liegen und er ihn am liebsten sogar gehen lassen würde. Aber die versammelte Menge will, dass er verurteilt wird. Pilatus stellt Jesus deshalb Fragen, um mehr über ihn zu erfahren. Unter anderem fragt er,

ob er ein König ist. Das tut er, weil die Versammlung es als Anklagepunkt gegen ihn anführt (Luk 23,1-2) und damit Pilatus auch politisch in die Enge treibt (Joh 19,12). Jesus bestätigt es. Und er gibt eine Antwort, die jede Frage übersteigt, weil sie die Grundlage von allem bildet:

»Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit Zeugnis ablege. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme.« (Joh 18,37)

Daraufhin sagt Pilatus: »Was ist Wahrheit?« (Joh 18,38) Dann dreht er sich um und geht hinaus, um der Menge zu sagen, dass er an ihm keine Schuld findet.

Bedenken wir, was Pilatus hier sagt. Auf den ersten Blick scheint seine Frage verständlich. Er ist mit einem Fall konfrontiert, mit dem er offensichtlich nichts zu tun haben will. Er muss eine Entscheidung treffen und dazu will er die Wahrheit erfahren, um sie zu beurteilen und die Konsequenzen abzuschätzen, die sein Handeln gegenüber den Menschen draußen als auch gegenüber dem Kaiser in Rom haben wird. Aber in Wirklichkeit geht die Frage ins Leere.

Die Frage ist berechtigt, wenn sie ernst gemeint ist, denn es ist wichtig zu wissen, was Wahrheit ist. Zugleich ist die Frage aber belanglos, weil sie gegenstandslos ist, so wie sie gestellt wird. Sie fragt mit ihrem Was nach einem Gegenstand, dem, wie allen Gegenständen dieser Welt, die Vergänglichkeit eben dieser Welt anhaftet. Damit zielt

die Frage auf eine nur äußere Fassade ab, die beim geringsten Windhauch abbröckelt und zerbröselt.

Seine Frage ist wegweisend, weil Wahrheit entscheidend ist, aber irreführend, weil sie nirgendwo hinführt. Wir sehen es gerade an seinem Fall, weil er in einer Sackgasse ohne Antwort bleibt. Er fragt nach der Wahrheit, ohne zu sehen, dass die Wahrheit vor ihm steht. Wenn wir nicht in der Wahrheit sind, erkennen wir die Wahrheit nicht. Es ist, als würden wir uns in dem Moment, in dem wir die Antwort hören sollen, die Ohren zuhalten, und in dem Moment, in dem wir die Antwort sehen wollen, die Augen schließen.

Entsprechend geht Pilatus gleich nach seiner Frage hinaus, als würde er die Antwort nicht abwarten, redet zu den Menschen, also wollte er die Wahrheit nicht hören, und blickt offensichtlich in eine andere Richtung, als wollte er die Wahrheit nicht sehen. (Joh 18,38)

Welche Antwort darf er sich überhaupt erhoffen auf eine solche Frage? Sucht er eine Definition der Wahrheit, die ihm egal sein kann, weil sie selbstverständlich ist und er sie deshalb nicht braucht? Oder will er alle Einzelantworten auf alle Einzelfragen dieser Welt?

Wenn wir so allgemein nach der Wahrheit fragen, erhalten wir bestenfalls eine Definition der Wahrheit, die uns nichts bringt, weil sie nichts klärt und immer in Frage gestellt werden kann. Und wenn wir nach der Wahrheit der einzelnen Sachen fragen, können wir unendlich viele Fragen stellen und auf sie unendlich viele

Antworten geben. Sie werden aber zu keinem wirklichen Erkenntnisgewinn führen, sondern uns letztlich sogar von der wesentlichen Frage nach der Wahrheit wegführen. Was haben wir von einer Million Antworten auf eine Million Fragen, wenn sie die wichtigste aller Fragen nicht beantworten, von denen jede Frage und jede Antwort abhängt?

Wir wissen übrigens nicht genau, warum Pilatus diese Frage stellt. Vielleicht meint er es pragmatisch und will es wirklich wissen, um zu einem Ergebnis zu gelangen. Vielleicht meint er es philosophisch, weil es ihn beschäftigt. Vielleicht meint er es skeptisch, weil er der Wahrheit misstraut. Vielleicht meint er es ironisch, weil er glaubt, dass die Wahrheit keine große Rolle spielt. Vielleicht meint er es zynisch, weil er sich lustig machen will. Vielleicht weiß er selbst nicht, wie er es meint. Wir können es nicht beurteilen. Aber wir können sagen, dass seine Frage falsch gestellt ist.

Pilatus sollte nicht fragen: Was ist Wahrheit? Er sollte fragen: Wer ist Wahrheit? Denn die Wahrheit, um die es hier geht, um die es immer geht, die wahre Wahrheit, ist nicht ein Etwas, sondern ein Er. Gott ist die Wahrheit.

Deshalb erhält Pilatus vielleicht auch keine Antwort. Auch hier können wir zwar nicht sagen, warum. Vielleicht ist er beim Fragen schon im Umdrehen und geht bereits weg. Vielleicht ist er innerlich schon längst überzeugt, dass er nicht überzeugt werden kann. Vielleicht ist er sogar verzweifelt in dem Sinn, dass er an der Wahrheit zweifelt und sein Zweifel absolut ist. Was

auch immer der Grund sein mag, es zeigt, dass er sich der Antwort gar nicht öffnet, weil er sich bereits der Frage verschließt. Er ist nicht in der Antwort und kann deshalb die Frage nicht richtig stellen.

Jesus selbst sagt an dieser Stelle: »Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme.« (Joh 18,37) Wir müssen also aus der Wahrheit sein, um auf seine Stimme zu hören. Dass Pilatus nicht auf seine Stimme hört, zeigt, dass er nicht aus der Wahrheit ist, weil er nicht in der Wahrheit ist. Wäre er aus der Wahrheit und in der Wahrheit, würde er wahrscheinlich gar nicht fragen, weil er die Antwort kennen würde. Die Jünger folgen Jesus, sobald er nur sagt: »Folge mir nach!« (Mt 9,9; Mk 2,14; Lk 5,27; Joh 1,43;) Sie hören seine Stimme und sie hören auf seine Stimme. Weil sie aus der Wahrheit sind, weil sie in ihm sind. Pilatus braucht ein ganzes Verhör und kommt trotzdem nicht zum Folgen.

Genauso kann es auch uns gehen. Wir alle sind in unserem Fragen Pilatus oft ähnlich. Auch wir fragen: Was ist Wahrheit? Und auch wir können sie nicht begreifen, wenn wir von ihr nicht ergriffen werden. Wir müssen uns in der Wahrheit aufhalten, um sie zu verstehen. Auch wir sollten nicht bloß fragen: Was ist Wahrheit? Sondern: Wer ist Wahrheit? Dann erhalten wir nicht bloß eine Antwort, dann haben wir die Antwort, weil wir in der Antwort sind.

Wenn wir fragen, was Wahrheit ist, erweisen sich unsere Fragen als wichtig, aber unrichtig, und unsere Antworten als richtig, aber unwichtig. Wenn wir aber fragen, wer die

Wahrheit ist und erkennen, dass Gott die Wahrheit ist, erhalten wir die Antwort auf alle Fragen, weil sich von dieser Antwort auf diese Frage alle Antworten auf alle Fragen ableiten: Wer ist Wahrheit? Die Antwort lautet: Gott.

Wir müssen uns auch bewusst sein, dass ein solches Fragen nach der Welt immer zu Antworten aus der Welt führt. Wir sollten aber die Fragen und Antworten nach der Wahrheit dieser Welt nicht mit der entscheidenden Frage und Antwort auf die entscheidende Frage und Antwort verwechseln, die über die Welt hinausweist, weil sie auf die Wahrheit Gottes hinweist.

Gott ist die Wahrheit und diese Wahrheit ist die einzige, die zählt und entscheidet. Insofern können wir sagen, dass, wenn unser Fragen uns zu dieser Frage und damit zu dieser Antwort führt, unser Fragen tatsächlich Sinn macht. Wenn wir die Antwort hören, müssen wir nichts anderes hören und wollen wir nichts anderes hören, weil es nichts anderes zu hören gibt.

So sehen wir gerade an dieser Szene, dass das Wort die Wahrheit ist, Jesus Christus: »Darum ist auch Er die Wahrheit«. (Athanasius von Alexandrien, Orationes contra Arianos, 3. Rede, 19) Er ist die Wahrheit und außer ihm gibt es keine Wahrheit, weil es außerhalb von ihm keine Wahrheit geben kann, weil außerhalb von ihm nichts existieren kann. Jede Wahrheit ist von ihm als Wahrheit abgeleitet.

Gott ist die Antwort auf jede Frage.

»Heilige sie in der Wahrheit«

Aus der Perspektive des Wortes und der Wahrheit können wir auch den Beginn des Bibelverses verstehen, in dem Jesus den Vater für seine Jünger und alle bittet, die er ihm gab und die an ihn glauben:

»Heilige sie in der Wahrheit; dein Wort ist Wahrheit.« (Joh 17,17)

Wenn Jesus das Wort und die Wahrheit ist, dann bittet er hier den Vater darum, dass der Vater die Jünger in ihm heiligt, weil er als Sohn das Wort ist. »Was sonst also hat er auch hier mit den Worten gemeint: ›Heilige sie in der Wahrheit‹, als: Heilige sie in mir?« (Augustinus, Johannes-Evangelium, 108, 2) Und weil auch der Vater die Wahrheit ist und der Heilige Geist die Wahrheit ist und das Wort vom Vater ausgeht und der Heilige Geist vom Vater und Sohn hervorgeht, sollen sie in Gott geheiligt sein. Es ist wichtig, dass wir die Einheit verstehen, um die Dreiheit zu verstehen, und das Grundlegende erkennen, um das Umfassende zu erkennen. Die Einheit ist gerade in diesem Kapitel angesprochen: »dass sie dich, den einzigen wahren Gott, erkennen und den du gesandt hast, Jesus Christus.« (Joh 17,3) Damit zielt »das gesamte Hohepriesterliche Gebet Jesu [...] darauf ab, die Menschheit am Zeugnis der Einheit der Trinität teilhaben zu lassen«. (Synodus Episcoporum, Oktober 2008)

Aber was heißt es, in der Wahrheit geheiligt zu werden?

Heiligkeit ist etwas, das Gott zukommt und von Gott ausgeht. So sprechen wir von heiligen Personen, heiligen Gegenständen oder heiligen Orten, weil diese Gott geweiht und für ihn ausgesondert sind. Sie erhalten ihre Heiligkeit durch Anteil an seiner Heiligkeit. Es ist Gott, der heilig ist und heiligt. »Heiligkeit ist der Ausdruck für seine besondere Seinsweise, für das göttliche Sein als solches.« (Joseph Ratzinger, Jesus von Nazareth, 2. Teil, 4. Kapitel, Seite 104, Herder 2011, siehe auch Benedikt XVI., Generalaudienz, 25. Januar 2012)

Die Bitte ist also die Bitte um die Aufnahme in seine Heiligkeit, seine Vollkommenheit und Reinheit. Es heißt, dass wir uns in der Wahrheit aufhalten, weil wir in der Wahrheit gehalten werden. Es heißt, dass wir in der Wahrheit sind, weil wir in Gott sind, in seiner Heiligkeit.

Thomas sagt über die Stelle und das, was Jesus hier ausdrückt: »Und darum, Vater, heilige, das heißt, vollende sie, und mache sie heilig. Und das in Wahrheit, das heißt, in mir, deinem Sohn, der ich Wahrheit bin [...] gleichsam als würde er sagen: mache sie Teilhaber an meiner Vollendung und Heiligkeit. Und darum fügt er hinzu, deine Rede, das heißt, dein Wort, ist Wahrheit, damit der Sinn sei: heilige sie in mir, der Wahrheit, weil ich, dein Wort, die Wahrheit bin. Oder heilige sie, indem du den Heiligen Geist sendest; das heißt in der Erkenntnis der Wahrheit des Glaubens und deiner Gebote [...] Denn wir werden geheiligt durch Glauben und Erkenntnis der Wahrheit«. (Thomas, Gospel of St. John 17, Lectio 4, eigene Übersetzung)

Papst Benedikt XVI. bringt das Hohepriesterliche Gebet mit der Priesterweihe der Söhne Aarons durch Einkleidung in die heiligen Gewänder und Salbung in Verbindung, um zu zeigen, dass es Jesus ist, der die Wahrheit ist, die reinigt und heiligt: »Die Jünger Jesu werden geheiligt, geweiht ›in der Wahrheit‹. Die Wahrheit ist das Bad, das sie reinigt; die Wahrheit ist das Gewand und die Salbung, derer sie bedürfen. Diese reinigende und heiligende ›Wahrheit‹ ist letztlich Christus selbst. In ihn müssen sie eingetaucht sein, mit ihm gleichsam ›umkleidet‹ werden, und so sind sie an seiner Heiligung beteiligt, an seinem priesterlichen Auftrag, an seinem Opfer.« (Joseph Ratzinger, Jesus von Nazareth, 2. Teil, 4. Kapitel, Seite 107, Herder 2011)

Jesus bezieht sich mit seiner Bitte übrigens auf die Jünger, aber auch auf alle, die an ihn glauben: »Für sie bitte ich …« (Joh 17,9), »… damit sie eins sind wie wir…« (Joh 17,11), »… damit sie meine Freude in Fülle in sich haben« (Joh 17,3), »Ich bitte nicht nur für diese hier, sondern auch für alle, die durch ihr Wort an mich glauben. Alle sollen eins sein …« (Joh 17,20-21)

So wie der Priester sich selbst, die Priesterschaft und die ganze Gemeinde Israels entsühnt, »so betet Jesus für sich selbst, für die Apostel und schließlich für alle, die durch sein Wort künftig an ihn glauben werden«. (Ratzinger, Jesus von Nazareth, Seite 96) »Das Hohepriesterliche Gebet Jesu ist Vollzug des Versöhnungstages, das gleichsam für immer zugängliche Versöhnungsfest Gottes mit den Menschen.« (ebenda, Seite 97)

Jesus heiligt sich also für sie und für uns, durch sein Leben und sein Opfer: »Und ich heilige mich für sie, damit auch sie in der Wahrheit geheiligt sind.« (Joh 17,19) Dabei ist er es, der heiligt, weil er Gott ist: »Denn nicht von einem andern wird er geheiligt, sondern er heiligt sich selbst, damit auch wir in der Wahrheit geheiligt werden. Der aber sich selbst heiligt, ist der Herr der Heiligung.« (Athanasius, Contra Arianos, 1 Rede, 46) »Er selbst ist die Wahrheit. Er hat uns geheiligt, das heißt für immer an Gott übergeben, damit wir von Gott her und auf ihn hin den Menschen dienen können.« (Benedikt XVI., Predigt, 5. April 2012)

Wir sehen also gerade hier, dass es um die große Wahrheit geht, die Gott ist, nicht um die kleinen Wahrheiten, die der vergänglichen Welt angehören: »Sie sind nicht von der Welt, wie auch ich nicht von der Welt bin.« (Joh 17,16) »Ich habe ihnen dein Wort gegeben und die Welt hat sie gehasst, weil sie nicht von der Welt sind, wie auch ich nicht von der Welt bin.« (Joh 17,14)

Und wir sehen auch und gerade hier, dass es bei der Wahrheit darum geht, sich in ihr aufzuhalten, im Wort, in Gott: »Wenn ihr in meinem Wort bleibt, seid ihr wahrhaft meine Jünger. Dann werdet ihr die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch befreien.« (Joh 8,31-32)

Wie sollte die Wahrheit uns befreien, wenn sie nur eine Übereinstimmung unserer Aussagen mit einem Sachverhalt wäre? Wie könnte die Wahrheit uns befreien,

wenn sie nur die Übereinstimmung unserer Erkenntnis oder unseres Verstandes oder unserer Semantik oder bestimmter logischer Verbindungen mit dem wäre, was in der Welt ist? Sie könnte uns freuen. Sie könnte uns helfen. Aber sie würde uns niemals befreien. Befreien kann uns nur jemand. Und wahrhaft befreien kann uns nur der, der wahrer Gott ist.

Nur Gott kann uns befreien, indem er uns in sich aufnimmt.

Randnotiz zu

JOHANNES 20,28

»Mein Herr und mein Gott«

»Thomas antwortete und sagte zu ihm:
Mein Herr und mein Gott«

Joh 20,28

Das große Bekenntnis

Im vorletzten Kapitel des Evangeliums nach Johannes wird berichtet, wie Jesus seinen Jüngern ein zweites Mal nach seiner Auferstehung erscheint. Diesmal ist auch Thomas unter den Aposteln, der beim ersten Mal fehlte:

»Thomas, der Didymus genannt wurde, einer der Zwölf, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Die anderen Jünger sagten zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er entgegnete ihnen: Wenn ich nicht das Mal der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in das Mal der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht. Acht Tage darauf waren seine Jünger wieder drinnen versammelt und Thomas war dabei. Da kam Jesus bei verschlossenen Türen, trat in ihre Mitte und sagte: Friede sei mit euch! Dann sagte er zu Thomas: Streck deinen Finger hierher aus und sieh meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! Thomas antwortete und sagte zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sagte zu ihm: Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.« (Joh 20,24-29)

Thomas kann sich zuerst also offensichtlich nicht vorstellen, dass Jesus wirklich auferstand. Und er knüpft seinen Glauben an die Auferstehung, zumindest mit dem, was er sagt, an bestimmte Anforderungen, indem er das Mal der Nägel sehen und berühren und seine Hand in die verwundete Seite Jesu legen will. Dass Jesus

sich ihm zeigt und ihn auffordert, genau das zu tun, ist genau das, was die Szene so bedeutend macht. Es führt zu einem Bekenntnis, das in seiner Unmittelbarkeit, Ergriffenheit und Hingabe zu den berührendsten und aussagekräftigsten zählt:

»Thomas antwortete und sagte zu ihm: Mein Herr und mein Gott«. (Joh 20,28)

Papst Benedikt XVI. nennt es ein »bewegendes Glaubensbekenntnis« (Benedikt XVI., Urbi et Orbi 2007) und bezeichnet es sogar als das schönste des ganzen Neuen Testaments: »Thomas reagiert mit dem schönsten Glaubensbekenntnis des ganzen Neuen Testaments: ›Mein Herr und mein Gott!‹« (Benedikt XVI., Generalaudienz, 27. September 2006)

Papst Franziskus bezeichnet es als eines der »schönsten Glaubensbekenntnisse an Christus … die von den Evangelien überliefert wurden« (Franziskus, Ansprache, 5. September 2013) und sagt: »Dieses Bekenntnis, das die rettende Herrschaft und die Gottheit Christi verkündet, begründet im Gebet und im Staunen unseren gemeinsamen Glauben.« (Franziskus, Ansprache, 11. September 2023)

Und Papst Leo XVI. nennt das Glaubensbekenntnis das bedeutendste in diesem Evangelium: »Aus dieser Erfahrung entspringt sein Glaubensbekenntnis, das bedeutendste im gesamten vierten Evangelium: ›Mein Herr und mein Gott!‹« (Leo XVI., Regina Caeli, 12. April 2026)

Das Bekenntnis ist bewegend, schön und bedeutend wegen seiner Aussage als auch wegen der Art, in der es sich ereignet.

Das Bekenntnis ist geprägt von einer Unmittelbarkeit, die sich dem Erlebnis Gottes verdankt. Wir spüren förmlich, wie es aus Thomas herauskommt, weil es aus ihm herausdrängt. Es geht nicht darum, dass er es sagen will, sondern dass er es sagen muss, weil es sich so verhält. Trotz der fast schon sachlichen Nüchternheit der Beschreibung, die sich in der Kürze der Feststellung zeigt, ist es rührend und berührend. Das macht es so bewegend.

Das Bekenntnis zeichnet sich durch eine Ergriffenheit aus, die wir sofort fühlen. Wir können uns richtig vorstellen, wie Thomas auf die Knie fällt und sich zu Boden wirft im Akt der Anbetung. Und das, obwohl gar nicht beschrieben wird, dass er auf die Knie fällt oder sich zu Boden wirft. Das Bekenntnis drückt eine totale Hingabe aus, die sich schon beim Lesen und erst recht beim Nachvollziehen anschaulich greifen und inhaltlich begreifen lässt. Das macht es so schön.

Das Bekenntnis entstammt der Erkenntnis. Es ist die Erkenntnis Gottes, der sich offenbart, erweist und beweist. Das Ereignis ist überwältigend. Thomas erkennt und bekennt. Sein Bekenntnis folgt der Erkenntnis. Die Erkenntnis beginnt sinnlich, weil sie mit den Sinnen erfahren wird. Aber es ist der Grund der Erkenntnis, der zum Bekenntnis führt. Es ist Jesus, Herr und Gott, der

die Erkenntnis auslöst. Thomas sieht, weil Gott sich zeigt, hört, weil er spricht und kann ihn berühren, weil er selbst von ihm berührt wird. Das macht es so bedeutend.

Das Bekenntnis des Thomas hat seine Schönheit und Tiefe, weil es sich der höchsten Höhe verdankt und so seine volle Größe entfaltet.

Versuchen wir, uns dieser Größe zu nähern.

Jesus und die Jünger

Das Bekenntnis des Thomas nimmt seinen Anfang, bevor es ausgesprochen wird. Betrachten wir deshalb, was davor kommt und zu dieser Szene führt. Es ist übrigens eine Stelle, die in der Bibel nur bei Johannes vorkommt und zu der es keine Parallelstellen in den anderen Evangelien gibt. Sie berichten aber über die vorangehenden Erscheinungen, auf die wir uns stützen können.

Denken und fühlen wir uns in die Szene hinein. Die Jünger, und so auch Thomas, wissen von der Kreuzigung. Der Einzige, der von ihnen dabei war, ist Johannes. Das muss für sie alle eine totale Erschütterung darstellen. Nicht nur in dem Sinn, dass es sie erschüttert, sondern in dem Sinn, dass es alles erschüttert. Ihren Glauben, ihre Hoffnung, ihr ganzes Leben. Die Erschütterung ist total und bedeutet im Prinzip das Ende. Sie erreichen wohl einen Punkt, an dem sie fassungslos eingestehen müssen, dass sie nicht wissen, wie es weitergeht, wohin es weitergeht und ob es weitergeht.

Doch dann, plötzlich, kommt die Nachricht von Jesu Auferstehung, der sich Maria von Magdala, den Frauen, den Emmausjüngern und Simon Petrus zeigt. (Joh 20,11-18, Mt 28,9-10, Mk 16-9-13, Lk 24,13-35, 1 Kor 15,5) Hoffnung dürfte aufkeimen, von der die Apostel noch nicht wissen, ob sie ihr trauen dürfen. Sie dürfen und sie sollten. Aber sie sind wohl noch nicht so weit.

Und dann, dann kommt Jesus selbst zu ihnen und beweist seine Auferstehung. Er zeigt, dass der Glaube wahr ist, dass die Hoffnung wahr ist, dass das Leben nicht nur weitergeht, sondern mit ihm, durch ihn und in ihm seinen Anfang nimmt und in Gott seine Fülle erreicht.

Das ist die erste Erscheinung Jesu vor den Aposteln. (Joh 20,19-23, Mk 16,9-14, Lk 24,36-49) Diese muss eine Erfahrung sein, die das, was vorhin auf den Kopf gestellt wurde, nun wieder auf die Beine stellt. Ihre Beine sind wohl entsprechend schwach und ihr Kopf dreht sich. Auch wenn jetzt alles in Ordnung ist, sind sie innerlich sicher durcheinander und aufgewühlt.

Und nun erscheint Jesus auch Thomas. Thomas ist noch mittendrin in der Erschütterung, wahrscheinlich geplagt von der gleichen Fassungslosigkeit, Bodenlosigkeit und Orientierungslosigkeit, die zuvor die Jünger plagte. Vielleicht ist auch aus diesem Grund heraus verständlich, warum er im Vorhinein gewissermaßen Bedingungen stellt, dass er erst glaubt, wenn er Jesu Wunden sieht und sie berühren kann. Auch bei ihm keimt vielleicht die Hoffnung, ist aber genauso geschwächt durch das Wissen um die Kreuzigung und geprägt durch die Angst, dass sie aufs Neue zerstört wird. Deshalb traut er sich vielleicht nicht, sich ihr hinzugeben, um nicht enttäuscht zu werden. Wir können das nicht wissen. Aber es würde verständlicher machen, dass er sich dann mit umso größerer und sofortiger Bereitschaft Jesus hingibt in

seinem Bekenntnis. Der totalen Erschütterung folgt die totale Hingabe.

Wie wir uns denken können, ist ein solcher Zweifel natürlich nicht richtig. Er entspringt vielleicht dem Glauben als Dafürhalten, nicht dem Glauben als Antwort auf die Offenbarung Gottes. Aber ein solcher Zweifel kann zumindest einen Grund haben, der über den Zweifel hinausführt, wenn er in der Liebe gründet und auf die Liebe abzielt. Diese dürfte insofern noch nicht vollkommen sein, weil sie sich fürchtet statt zu vertrauen. Aber das sind hohe Anforderungen, wenn gerade wir sie heute aus der Ferne stellen. Bedenken wir, in welcher Situation sich die Zwölf damals befanden. Doch vielleicht ist das genau das, worum es dabei geht. Nämlich, dass wir, die wir aus der Gegenwart, der Distanz und mit einem anderen Wissen zurückblicken, begreifen, wie aus Glauben Glaube wird, aus Zweifel Gewissheit und aus Erkenntnis Bekenntnis. So können wir unseren eigenen Glauben prüfen und uns selbst fragen, inwiefern er Glaube ist.

Das Bekenntnis hat entsprechend mit mehr zu tun als nur mit der Situation und den Umständen. Es hat mit Jesus zu tun, der als Herr und Gott erkannt und bekannt wird. Weil er Herr und Gott ist.

Mein Herr und mein Gott

Das Bekenntnis lautet entsprechend der katholischen Einheitsübersetzung: »Thomas antwortete und sagte zu ihm: Mein Herr und mein Gott«. (Joh 20,28) Andere deutsche Bibelübersetzungen übersetzen den Satz genauso, inklusive Rufzeichen, bis auf Schlachter, der am Anfang ein ›Und‹ einfügt, das aus dem Textus Receptus stammt und sich im Codex Alexandrinus findet, aber nicht im Codex Vaticanus, Codex Sinaiticus und auch nicht in den ältesten Quellen wie Papyrus 66. (Joh 20,28 EÜ, ELB, LUT, SLT) Auf Latein lautet er übrigens: »Respondit Thomas et dixit ei: ›Dominus meus et Deus meus!‹.« Joh 20,28 NV

Der Satz ist bedeutend, weil er bezeugt, dass Gott der Herr ist und Jesus Gott. Das gibt dem Bekenntnis seine Größe, Höhe und Tiefe.

Der Ausdruck ›mein Herr und mein Gott‹ hat eine lange Geschichte, die wie ein roter Faden das Alte Testament durchzieht und es auch und gerade an dieser Stelle mit dem Neuen Testament verbindet.

Die Formulierung ›Herr‹ und ›Gott‹ findet sich bereits im Schma Jisrael, dem zentralen Glaubensbekenntnis des Judentums: »Höre, Israel! Der HERR, unser Gott, der HERR ist einzig. Darum sollst du den HERRN, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft.« (Dtn 6,4-5) Das ist das Gebot, das Mose »im Auftrag des HERRN, eures Gottes« (Dtn 6,1)

dem Volk Israel überbringt und an das sich weitere Gesetze und Rechtsentscheide anschließen. Entsprechend soll dieses Bekenntnis im Judentum täglich gebetet werden.

Jesus selbst zitiert es und verbindet das Gebot der Gottesliebe mit dem Gebot der Nächstenliebe (Lev 19,18), indem er auf die Frage, was das erste Gebot von allen ist, antwortet: »Das erste ist: Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit deinem ganzen Denken und mit deiner ganzen Kraft. Als zweites kommt hinzu: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Kein anderes Gebot ist größer als diese beiden.« (Mk 12,29-31, auch Mt 22,36-40, Lk 10,25-28)

›Herr‹ und ›Gott‹ sind hier also überall miteinander verbunden und verknüpft. Der Grund dafür liegt darin, dass der Ausdruck ›Herr‹ eine andere Bezeichnung für ›Jahwe‹ ist, also den Namen Gottes, also Gott selbst. Gott stellt sich Mose in der Szene mit dem brennenden Dornbusch als ›Ich bin, der ich bin‹ vor und sagt Mose, er soll den Israeliten sagen, der ›Ich bin‹ bzw. der ›Er ist‹ schickt ihn, auf Althebräisch ›Jahwe‹. (Ex 3,13-15) Nun sprechen die Juden den Gottesnamen aus Respekt nicht aus und ersetzen ihn durch die Bezeichnung ›Herr‹, wie es auch in den katholischen und anderen Bibelübersetzungen geschieht. Die Formulierung lautet also in der Schrift ›Jahwe‹, wird aber als ›Herr‹ ausgesprochen, im Hebräischen als ›Adonai‹, im Griechischen als ›Kyrios‹. Wenn also von ›Herr‹ und

›Gott‹ die Rede ist, steht ›Herr‹ für ›Jahwe‹ bzw. ›Adonai‹ bzw. ›Kyrios‹ und ›Gott‹ für ›Elohim‹ bzw. ›Theos‹.

Das heißt, wenn Thomas ›Mein Herr und mein Gott‹ sagt, sagt er im Prinzip das Gleiche zweimal. Er betont die Bedeutung, bekräftigt das Bekenntnis, bestätigt die Aussage. Durch die Wiederholung wird sie unterstrichen, durch die Verdoppelung verstärkt. Die Bekenntnisse des Alten Testaments erreichen im Neuen Testament ihren Höhepunkt.

Wobei wir hier anmerken dürfen, dass der Satz auch grammatikalisch interessant ist. Im griechischen Original sagt Thomas: »ἀπεκρίθη Θωμᾶς καὶ εἶπεν αὐτῷ· ὁ κύριός μου καὶ ὁ θεός μου.« Transkribiert: »Apekrithē Thōmas kai eipen autō: ho kyrios mou kai ho theos mou.« (Joh 20,28 NA28) Wenn wir das wortwörtlich übersetzen, lautet der Satz: »Antwortete Thomas und sagte zu ihm: Der Herr von mir und der Gott von mir.« (Joh 20,20 INT, eigene Übersetzung)

Die Ausdrücke ›Herr‹ und ›Gott‹ stehen im Nominativ, im ersten Fall, nicht im Vokativ, dem Anredefall. Zusätzlich steht vor beiden ein bestimmter Artikel. Es kann deshalb diskutiert werden, ob die Anrede umso mehr als Feststellung mit Bekundungscharakter zu deuten ist, also noch stärker als Aussage statt nur Anrede, und ob der Artikel umso mehr anzeigt, dass mit Herr der eine, einzige Herr gemeint ist.

Thomas Söding bringt das Bekenntnis des Thomas entsprechend in direkte Verbindung mit der

Selbstaussage Gottes, die sich zu Beginn der Zehn Gebote (Ex 20,2) findet: »Mein Herr und mein Gott‹ erweist sich, gesamt-biblisch betrachtet, als Antwort auf das: ›Ich bin der Herr, dein Gott‹ aus der Präambel des Dekaloges«, und er weist daraufhin, dass gerade bei Thomas das ›Kyrios‹ zum Bekenntnis wird: »Aber erst beim Thomas … wird ›Kyrios‹ zum Bekenntnis. Gerade die Zusammenstellung mit Gott zeigt dies.« (Thomas Söding, ›Mein Herr und mein Gott‹ (Joh 20,28), Seite 28/29). Er führt auch Stellen im Alten und Neuen Testament an, wo es in dieser Weise verwendet wird, von ›Herr, mein Gott‹ (Dtn 4,5) über ›mein Herr und Gott‹ (1 Chr 17,16, 2 Chr 1,9) und ›Herr und Gott‹ (Jer 1,6, Jer 32,17.25) bis ›Mein Herr und mein Gott‹ (Ps 86,12). Wir können auch an ›ich bin der HERR, dein Gott‹ (Jes 25,1) denken, ›Herr, du bist mein Gott‹ (Jes 41,13), ›ich bin der HERR, dein Gott‹, (Hos 13,4) ›mein Herr und Gott‹ (2 Sam 7,19) u. a.

Das Bekenntnis des Thomas drückt also aus, dass Gott der Herr ist und der Herr Gott. Das gibt dem Bekenntnis seine Größe.

Es verdeutlicht auch, dass Jesus der Herr und Gott ist, weil es die Wesenseinheit des Sohnes mit Gott bezeugt und damit die Gottheit Christi. Das verleiht dem Bekenntnis seine Höhe.

Hilarius nimmt das Bekenntnis entsprechend als Beleg dafür, dass Thomas die Wesenseinheit erkannte: »Thomas erkannte also die Wahrheit des Geheimnisses der Evangelien und hat seinen Herrn auch als seinen

Gott bekannt. Hier geht es nicht um eine Ehrenbezeichnung, sondern um das Bekenntnis des Wesens.« (Hilarius von Poitiers, De Trinitate, 7. Buch, 12) Und er schreibt, dass Jesus durch seine folgenden Worte genau das selbst bestätigt: »Er bestätigte aber das Geheimnis des wahren apostolischen Glaubens, er anerkannte für sich den Namen des väterlichen Wesens«. (ebenda, 7. Buch, 12)

Athanasius sagt ebenso: »Und da Thomas ihn anredete: ›Mein Herr und mein Gott‹, läßt er dies zu, oder billigt es vielmehr, indem er es ihm nicht verwehrt. Denn er ist, wie die übrigen Propheten sagen und David singt, ›Herr der Mächte‹, ›Herr Sabaoth‹, d.h. ›Herr der Heerscharen‹, und wahrhaftiger und allmächtiger Gott«. (Athanasius von Alexandria, Orationes contra Arianos, 2. Rede, 23)

Ephräm schreibt: »Wenn er nicht Fleisch war, in wessen Händen betastete dann Thomas die Wundmale der Nägel und in wessen Seite das Mal der Lanze? Und wenn er nicht Gott war, wem rief dann dieser zu: ›Mein Herr und mein Gott!‹?« (Ephräm der Syrer, Rede über die Verklärung Christi, 14)

Und Cassianus sagt: »Er berührte den Leib seines Herrn und antwortete, daß er Gott sei.« (Johannes Cassianus, De incarnatione Domini, 3. Buch, 15)

Die Tradition lehrt auch, dass in der Formulierung ›mein Herr und mein Gott‹ die zwei Naturen Jesu Christi erkannt und anerkannt werden, also die menschliche und

die göttliche, weil Jesus Christus wahrer Gott und wahrer Mensch ist. Das gibt dem Bekenntnis seine Tiefe.

So schreibt Theophylakt: »er bekannte die zweifache Natur und die eine Person Christi; indem er sagte, Mein Herr, die menschliche Natur, und indem er sagte, Mein Gott, die göttliche, und indem er beide zusammenfügte, bekannte er, dass ein und dieselbe Person Herr und Gott war.« (Theophylakt von Ohrid, zitiert nach Thomas, Catena Aurea, Chap. 2, eigene Übersetzung)

Und Thomas sagt über Thomas, dass er sich hier als guter Theologe erweist, und zwar wohl eher im Sinne eines Bekenners, »indem er den wahren Glauben bekennt: hinsichtlich der Menschheit Christi, wenn er sagt: mein Herr. Denn so nannten sie ihn vor der Passion … Ebenso hinsichtlich der Gottheit, weil: mein Gott. Vorher nannten sie ihn nämlich nicht Gott, außer als Petrus sagte (Matth. XVI, 16): du bist Christus, Sohn des lebendigen Gottes.« (Thomas von Aquin, Super Evangelium S. Ioannis lectura, 20, 6, eigene Übersetzung)

Und Lapide schreibt: »Mit dem Wort ›Herr‹ bekennt er Christus' menschliche Natur, mit dem Wort ›Gott‹ Seine göttliche Natur.« (Cornelius a Lapide, The Great Commentary, The Gospel of S. John, 20, Vers 28, eigene Übersetzung)

Auch Albertus Magnus äußert sich dahingehend, dass Thomas ›Mein Herr‹ im Hinblick auf die Menschheit und ›Und mein Gott‹ im Hinblick auf die Gottheit sagt: »Und

dies ist das Bekenntnis des wahren Glaubens.« (Albertus Magnus, Commentarius in Ioannem, Kap. 20, V. 28, Borgnet-Edition, Bd. 24, S. 694, eigene Übersetzung).

Es gibt also gewiss vieles, das sich in der Formulierung findet und ausdrückt. Zentral ist, dass Thomas Jesus als Herr und Gott erkennt und bekennt.

Und so können wir wohl mit Augustinus sagen: »Er sah und berührte den Menschen, und er bekannte Gott, den er nicht sah und nicht berührte«. (Augustinus von Hippo, Vorträge über das Johannes-Evangelium, 121, 5)

Der gläubige Thomas

Thomas wird oft als der ungläubige Thomas bezeichnet. So nennt die bekannte Redewendung einen skeptischen Menschen, der erst von etwas überzeugt ist, wenn er den Beweis mit eigenen Augen sieht und mit eigenen Händen greift. Die Begrifflichkeit dürfte in dieser Form aus dem 16. Jahrhundert stammen, auch wenn der Gedanke schon älter ist, und wurde im deutschen Sprachraum möglicherweise durch den Titel des Bildes ›Der ungläubige Thomas‹ von Caravaggio popularisiert. Die Bezeichnung scheint naheliegend, um einen Zweifler zu bezeichnen, und das Bild selbst ist ein Meisterwerk. Wenn wir es allerdings so formulieren und auf Thomas beziehen, tun wir ihm damit wohl Unrecht und missverstehen darüber hinaus, worum es in dieser Szene geht und was sich in seinem Bekenntnis ausdrückt.

Die Bezeichnung ist insofern irreführend, weil Thomas sich in dieser Szene dadurch auszeichnet, dass er glaubt, nicht dadurch, dass er nicht glaubt. Sein anfänglicher Zweifel könnte auch in der Verzweiflung wurzeln, weil er Jesus liebt und der Verlust ihm wehtut. Damit würde er der Liebe entstammen, nicht irgendeiner Form intellektueller Skepsis. Wir könnten vielleicht sogar sagen, dass in seiner Aussage, dass er erst glaubt, wenn er das Mal der Nägel sieht und berührt und seine Hand in Jesu Seite legt (Joh 20,25), in Wirklichkeit eine tiefe Hoffnung zum Ausdruck kommt, es möge sich tatsächlich so verhalten, eben weil er glaubt, glauben will und zu glauben hofft.

Es ist auch deshalb nicht ganz gerechtfertigt, ihn als ungläubig zu bezeichnen, weil Thomas in dieser Szene den Jüngern gewissermaßen einen Schritt hinterher ist. Sie sahen Jesus schon, sie erhielten bereits den Beweis seiner Auferstehung. Thomas fehlt diese Erfahrung und es sollte deshalb nicht verwundern, dass er den Weg, den sie schon gingen, noch gehen muss.

Übrigens glauben auch die Jünger zuerst nicht, als man es ihnen erzählt, wie wir an den Parallelstellen über die erste Erscheinung lesen. Sie glauben Maria aus Magdala nicht, als sie ihnen darüber berichtet: »Als sie hörten, er lebe und sei von ihr gesehen worden, glaubten sie es nicht.« (Mk 16,11) Sie glauben auch den Emmausjüngern nicht, als diese ihnen davon erzählen: »Auch sie gingen und berichteten es den anderen und auch ihnen glaubte man nicht.« (Mk 16,13) Deshalb tadelt Jesus ihren Unglauben, als er ihnen erscheint: »er tadelte ihren Unglauben und ihre Verstocktheit, weil sie denen nicht glaubten, die ihn nach seiner Auferstehung gesehen hatten.« (Mk 16,14)

Und als Jesus ihnen erscheint, sind im ersten Augenblick ihre Augen gar nicht zum Blicken fähig vor lauter Angst und sie scheinen nicht zu glauben: »Sie erschraken und hatten große Angst, denn sie meinten, einen Geist zu sehen.« (Lk 24,38) Sogar als er ihnen seine Hände und Füße zeigt und sie auffordert, ihn anzufassen und zu begreifen, dass kein Geist Fleisch und Knochen hat, können sie es immer noch nicht glauben, auch wenn diesmals vor Freude. So isst Jesus vor ihnen den

gebratenen Fisch, um es ihnen zu beweisen: »Als sie es aber vor Freude immer noch nicht glauben konnten und sich verwunderten, sagte er zu ihnen: Habt ihr etwas zu essen hier? Sie gaben ihm ein Stück gebratenen Fisch; er nahm es und aß es vor ihren Augen.« (Lk 24,41-43)

Es ist übrigens interessant, dass Jesus hier die gleiche Aufforderung an die Apostel richtet wie an Thomas, nämlich ihn zu sehen und zu berühren: »Seht meine Hände und meine Füße an: Ich bin es selbst. Fasst mich doch an und begreift: Kein Geist hat Fleisch und Knochen, wie ihr es bei mir seht.« (Lk 24,39) Und zu Thomas sagt er: »Streck deinen Finger hierher aus und sieh meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!« (Joh 20,27) Was er später also Thomas anbietet und was schnell als Antwort auf den sogenannten Unglauben des Thomas interpretiert werden kann, erhalten die Jünger gleich und sogar mit zusätzlichen Beweisen.

So schreibt auch Cyrill von Alexandria, dass, obwohl Thomas allein es ist, von dem die Aussage überliefert ist, dass er erst glaubt, wenn er die Male sieht und seine Hände in die Wunden legt, »der Vorwurf des Mangels an Glauben ihnen allen gemeinsam« war. (Cyril of Alexandria, Commentary on the Gospel according to John, Book 7,28, eigene Übersetzung)

Auch John Henry Newman sagt, dass wir nicht annehmen müssen, dass Thomas sich von den anderen Aposteln sehr unterschied, denn auch von ihnen glaubte niemand, bis sie Christus sahen, und Thomas war der

Letzte von ihnen, der überzeugt wurde, weil er der Letzte war, der Christus sah. (John Henry Newman, Sermon Faith without Sight, 13-14)

Thomas ergeht es also ähnlich wie den Jüngern, auch wenn er einen anderen Weg geht. Er fordert im Gegensatz zu ihnen tatsächlich einen Beweis, was sie allerdings nicht tun müssen, weil sie ihn bereits erhielten. Und es stellt sich jetzt eher die Frage, ob die Aussage des Thomas sich nicht eher der Liebe, Hoffnung und Sehnsucht verdankt als nur einer skeptischen Forderung nach Evidenz. Schließlich glaubt er, im Gegensatz zu ihnen, sofort und ist nicht zuerst erschrocken und verängstigt. Er bedarf auch keines weiteren Beweises in Form des Essens. Sein Weg ist für uns gerade deshalb ebenso wichtig wie der Weg der anderen Jünger. Denn an seinem Beispiel sehen wir eine Erfahrung des Glaubens, die wohl viele machen.

Auch wir wollen sehen und auch wir wollen greifen. Und das obwohl es sich dabei um den wahrscheinlich schwächsten aller Beweise handelt, weil er von vielen als Einbildung abgelehnt werden könnte. Er ist auch nicht nötig, weil der Glaube eine Gewissheit bietet, die bloßes Wissen niemals haben kann, und schon gar nicht, wenn es nur in visueller und haptischer Wahrnehmung gründet.

Und so ist das, wonach Thomas fragt, eigentlich nur das, was die Jünger bereits erhielten. Als Jesus zu ihnen kommt und ihn sehen und berühren lässt, schenkt er ihm die Erfahrung, die die anderen schon mehr oder weniger

hatten. So verwandelt er seinen Unglauben, wenn wir ihn so nennen wollen, in Glauben bzw. seinen enttäuschten Glauben als Dafürhalten in das, was wir als Glaube im religiösen Sinn bezeichnen. Und er tut noch mehr. Er nimmt den alten Zweifel und den neuen Glauben als Anlass, um auch uns, den Nachkommenden, an eben diesem Beispiel zu zeigen, worin der wahre Glaube und mit ihm die Seligkeit besteht: »Jesus sagte zu ihm: Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.« (Joh 20,29)

So gesehen war es gut für uns, dass Thomas bei der ersten Begegnung nicht dabei war, weil er bei der zweiten Begegnung stellvertretend für uns alle dabei sein konnte. Wir wissen zwar nicht, wo er sich das erste Mal aufhielt und warum er nicht bei den anderen war. Wir wissen aber, dass wir gerade daraus eine Lehre für uns alle ziehen dürfen, weil wir so Zeugen seines Bekenntnisses werden, aus dem wir lernen dürfen.

Die Finger und die Hände

Es wird diskutiert, ob Thomas seine Finger tatsächlich in die Male der Nägel und seine Hand in die Wunde legt.

Auf der einen Seite ist es naheliegend, denn das ist, wonach er fragt und das, was Jesus zu ihm sagt. Er bietet es ihm an oder fordert ihn sogar dazu auf. Insofern ist es berechtigt anzunehmen, dass er es tut, erst recht, nachdem Jesus es zu ihm sagt. Auf der anderen Seite wird es in diesem Abschnitt nicht erwähnt. Im Gegenteil, das Bekenntnis des Thomas folgt unmittelbar nach der Aufforderung Jesu.

Wir können also nicht sagen, wie es sich genau verhielt. Die Bibel geht hier nicht ins Detail, sondern berichtet das Wesentliche, auf das es ankommt. Das Schöne daran ist, dass beide Auslegungen ins Ziel führen.

Falls Thomas die Male und die Wunde berührte, ist der Beweis erbracht, nach dem er fragte und nach dem uns allen irgendwann zumute ist. Falls er es nicht tat, ist es ein Zeichen dafür, dass bereits die Worte Jesu als Beweis ausreichen und seine Anwesenheit es ist, die überzeugt, weil sie Gewissheit schafft.

Und es ist genau diese Gewissheit, die der Glaube vermittelt und von der Jesus wohl spricht, wenn er sagt: »Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.« (Joh 20,29)

Damit sind auch und gerade wir gemeint. Sowohl diejenigen, die noch suchen, als auch jene, die schon fanden, aber immer wieder finden müssen.

Ludwig Neidhart weist auf die Ermutigung hin, die darin liegt: »Der anschließende Hinweis Jesu ›selig sind, die nicht sehen und doch glauben‹ will diejenigen ermutigen, die in der Dunkelheit der Anfechtung und Unklarheit leben müssen, durchzuhalten – nicht aber das Suchen nach Beweisen und das Ringen um Klarheit zurückweisen«. (Ludwig Neidhart, Johannesevangelium, 5,16, Seite 71)

Die Male und die Wunde

Es wird auch die Frage gestellt, warum Thomas den Aposteln nicht glaubt, als sie ihm erzählen, dass Jesus auferstand. Sie sind seine Brüder, sie sprechen die Wahrheit, auf sie ist Verlass. Warum reagiert er dann nicht entsprechend?

Vielleicht liegt die Antwort gerade in der Forderung, die er stellt. Er sagt, er will zuerst die Wunden Jesu sehen, die Male der Nägel und die Seitenwunde, um sie zu berühren. (Joh 20,25) Würde es denn nicht reichen, einfach nur Jesus zu sehen? Wäre das nicht Beweis genug? Müssen denn die Wunden und das Berühren sein?

Überlegen wir uns die Absicht der Aussage, nämlich worauf sie abzielt. Wenn er sehen und zusätzlich berühren will, zeigen seine Worte, dass er sich nicht nur versichern, sondern absolut sicher sein will. Es geht ihm nicht darum, überzeugt zu werden, sondern darum, überzeugt zu sein. Deshalb wollen wir doch berühren, um Gewissheit zu erlangen und nicht nur Wissen. Während, wie wir anmerken dürfen, der Glaube selbst absolute Gewissheit ist.

Und weil es die Wunden waren, die zu seinem Tod führten, will er den Lebenden berühren als Beweis dafür, dass die Wunden überwunden sind, weil der Tod überwunden ist.

Vielleicht passt hier das, was Papst Benedikt XVI. schreibt: »Der Apostel darf seine Wundmale berühren, und so erkennt er ihn – erkennt ihn über die menschliche Identität dieses Jesus von Nazareth hinaus in seiner wahren und tiefsten Identität … Der Herr hat seine Wundmale in die Ewigkeit mitgenommen.« (Benedikt XVI., 15. April 2007)

Chrysostomos bemerkt an einer Stelle, dass wir gerade daran, dass Jesus sich Thomas zeigt, nachdem er den Jüngern nicht glaubt, »des Herrn Menschenliebe« bedenken sollten, »wie er sich selbst auch wegen einer einzigen Seele mit Wunden zeigt und kommt, um auch den einen zu retten«. (Johannes Chrysostomus, In Iohannem homiliae, 87, eigene Übersetzung)

Und Augustinus sagt, dass Jesus die Wunden von seinem auferweckten und verherrlichten Leib nach Belieben hätte entfernen können, aber mit den Wunden auferstanden sei, und zwar »um die Wunden des Zweifels in den Herzen seiner Jünger zu heilen.« (Augustinus, Sermo de symbolo ad catechumenos, II, 8)

Das führt uns mitten in den Glauben.

Der wirkliche Glaube

Am Bekenntnis des Thomas und daran, wie es zustandekommt, erkennen wir, was wirklicher Glaube bedeutet. Überlegen wir mal.

Jesus sagt Thomas, dass er gläubig sein soll und nicht ungläubig: »Streck deinen Finger hierher aus und sieh meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!« (Joh 20,27) Und Thomas reagiert darauf mit dem Bekenntnis: »Mein Herr und mein Gott«. (Joh 20,28) Und Jesus sagt darauf: »Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.« (Joh 20,29)

Er bestätigt damit also, dass Thomas jetzt glaubt und vielleicht sogar, dass er jetzt richtig glaubt. Ohne seinen vorherigen Glauben abzuwerten, könnten wir doch sagen, dass der Zweifel, der ihn zuvor erfüllte, nun zur Gewissheit wurde. Er glaubte schon davor, aber jetzt wird sein Glauben wirklicher Glaube.

Dass er schon davor glaubte, ist offensichtlich: Thomas ist der Jünger, der Jesus folgt und ihn begleitet. Er ist derjenige, der, als Jesus nach Betanien gehen will, um Lazarus aufzuerwecken und die Jünger sich um sein Leben Sorgen machen, sagt: »Lasst uns mit ihm gehen, um mit ihm zu sterben!« (Joh 11,16) Er ist derjenige, der während der ersten Abschiedsrede sagt: »Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst. Wie können wir dann den

Weg kennen?« (Joh 14,5) Er ist also bereit, überallhin zu gehen, auch wenn er den Weg noch gar nicht abschätzen kann. Beide Stellen finden sich übrigens im und nur im Johannesevangelium, in dem er auch im letzten Kapitel erwähnt wird, in dem Jesus den Jüngern am Ufer des See von Tiberias erscheint, und hier sogar gleich an zweiter Stelle nach Simon Petrus erwähnt wird. (Joh 21,2)

Und trotzdem ist er zugleich derjenige, der erst hier, wie es scheint, in die ganze Dimension des wahren Glaubens als Gewissheit eintaucht, hineinsinkt und völlig in ihm aufgeht. In seiner Aussage kommt das volle Ausmaß dieses Glaubens zum Ausdruck, mit seiner fast schon überraschenden Unmittelbarkeit, absoluten Ergriffenheit und totalen Hingabe. Sein Glaube ist die Antwort auf die Offenbarung Gottes. Er ist ihm durch die Erkenntnis geschenkt, dass Jesus Christus Herr und Gott ist.

Der, der schon glaubte, glaubt jetzt richtig. Weil sein Glaube nun nicht eine Vermutung im Sinne des Glaubens als bloßes Überzeugtsein ist, sondern im Sinne des Glaubens als absoluter Gewissheit, die erfahren wird.

Dieser Glaube ist entscheidend und nicht zu verwechseln mit dem Glauben im Sinne des Dafürhaltens. Der Glaube im religiösen Sinn hat nichts mit Denken und Meinen, Wissen und Ahnen zu tun, sondern ist ein Verhalten und eine Reaktion auf die Offenbarung Gottes: »Der Glaube ist die Antwort des Menschen an Gott, der sich dem Menschen offenbart und schenkt und ihm so auf der Suche nach dem letzten Sinn seines Lebens Licht in Fülle bringt.« (KKK 26) Das ist die erste

Beschreibung des Glaubens im Katechismus der Katholischen Kirche. Und gerade dieser Glaube wird an gerade dieser Stelle bestätigt.

Thomas fragt nach dem Glauben im Sinn des Dafürhaltens. Er will sehen und tasten und dadurch überzeugt werden. Er erhält aber unendlich mehr, den Glauben als Glaube, der jedes Sehen und jedes Tasten übersteigt, weil er nicht den Sinnen entstammt, sondern der Offenbarung Gottes.

Die Realität des sinnlichen Befühlens ist real, aber ihre Wirklichkeit verblasst zu nichts, wenn Gott sich offenbart. Wenn Gott sich zeigt und wir ihn erkennen, wenn wir also das Ereignis seiner Offenbarung erleben und erfahren, erhalten wir eine Gewissheit, die über jeder Haptik und allem Wissen steht.

So wie Paulus im Hebräerbrief schreibt, der im Zusammenhang mit dieser Stelle oft zitiert wird: »Glaube aber ist: Grundlage dessen, was man erhofft, ein Zutagetreten von Tatsachen, die man nicht sieht.« (Hebr 11,1)

Hier tritt Gott Thomas entgegen und Thomas erkennt ihn und ist überwältigt. Seine Augen könnten niemals so viel sehen, wie der Glaube ihn jetzt sehen lässt. Seine Hände könnten niemals so viel greifen, wie der Glaube ihn jetzt begreifen lässt. Mehr Beweis ist nicht möglich und nicht nötig. Weil Gott die Antwort auf jede Frage ist.

Uns kann es heute ebenso ergehen. Und uns ergeht es heute ebenso.

Damals kam Jesus zu den Jüngern bei verschlossenen Türen: »Da kam Jesus bei verschlossenen Türen, trat in ihre Mitte und sagte: Friede sei mit euch!«. (Joh 20,26)

Auch heute kommt Gott zu uns, wo auch immer wir uns aufhalten. Selbst wenn alle Türen verschlossen sind, er kommt zu uns. Und ebenso wie damals steht er auch heute in unserer Mitte, wo auch immer wir uns befinden. Und ebenso wie damals sagt er auch heute zu uns, Friede sei mit euch, Friede sei mit dir. Er lässt sich sehen und verstehen, greifen und begreifen. Gott offenbart sich uns. Und wir können ihn erkennen. Wir sollen ihn auch bekennen.

Damit wir glauben

Das Bekenntnis ist auch und gerade heute von Bedeutung. Es dient uns, den Nachkommenden, damit wir lernen. Denn der Bericht beschreibt nicht nur, was passierte, sondern was uns allen passiert.

Wenn Thomas sagt: »Wenn ich nicht das Mal der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in das Mal der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht« (Joh 20,25), können wir dabei an uns selbst denken. Und wenn Thomas sagt: »Mein Herr und mein Gott« (Joh 20,28), sollen wir es ebenso tun. Und wenn Jesus sagt: »Selig sind, die nicht sehen und doch glauben« (Joh 20,29), müssen wir es tun.

So schreibt Papst Gregor der Große über Thomas, dass der Herr ihm erlaubte zu zweifeln, ihn aber nicht im Zweifel verließ, und sein anfänglicher Unglaube dadurch unserem Glauben nützt: »Glaubt ihr etwa, es ist durch Zufall geschehen, dass jener erwählte Jünger damals fehlte, danach kommend aber hörte, hörend zweifelte, zweifelnd berührte, berührend glaubte? Nicht durch Zufall, sondern durch göttliche Fügung geschah dies. Es wirkte nämlich auf wunderbare Weise die himmlische Gnade, dass jener zweifelnde Jünger, während er die Wunden des Fleisches seines Meisters berührte, in uns die Wunden des Unglaubens heilte. Denn der Unglaube des Thomas hat uns für den Glauben mehr genützt als der Glaube der gläubigen Jünger, denn während jener durch das Berühren zum Glauben zurückgeführt wird,

wird unser Geist, alle Zweifel beiseitegeschoben, im Glauben gefestigt.« (Gregorius Magnus, Homiliae in Evangelia, Homilia 26, Lectio S. Evang. Sec. Joan. XX, 19-31, 7, ed. Migne, eigene Übersetzung)

Thomas bestätigt es: »Und obwohl Thomas es wegen seines Zweifels sagte, geschah dies dennoch zu unserem Nutzen und unserer Erbauung.« (Thomas, Commentary on the Gospel of St. John 20, Lectio 5, eigene Übersetzung)

Auch Lapide sagt, dass Christus, als er sich anbot, von Thomas nicht nur gesehen, sondern auch von ihm berührt zu werden, es nicht nur wegen ihm tat: »Und das tat er nicht nur seinetwegen, sondern um der anderen Apostel willen, um sowohl sie als auch uns im Glauben an Seine Auferstehung zu stärken.« (Cornelius a Lapide, The Great Commentary, The Gospel of S. John, 20, Vers 26, eigene Übersetzung)

Und Cyrill von Alexandria schreibt, dass es hier auch wesentlich war, sich auf die Gewissheit unseres Glaubens zu beziehen und erforderlich, vor Augen zu haben, »dass die, die später in den letzten Zeiten kommen sollten, nicht leicht in Unglauben gezogen werden.« (Cyril of Alexandria, Commentary on the Gospel according to John, Book 7,29, eigene Übersetzung)

Petrus Chrysologus äußert sich ähnlich: »Dieses Verlangen, Brüder, stellte die Liebe, so forderte es die Ergebenheit, damit auch in Zukunft der Unglaube nicht mehr zweifeln könne an der Auferstehung des Herrn.

Und so heilte Thomas dadurch nicht nur den Zweifel seines eigenen Herzens, sondern auch die Unwissenheit aller Menschen.« (Petrus Chrysologus, Ausgewählte Predigten, IV. Vorträge über das Johannes-Evangelium, 44. Vortrag)

Entsprechend wird die Formulierung oft verwendet, beispielsweise von Teresa von Ávila, auch wenn ohne direkten Bezug auf Thomas. (Theresia von Jesu, Buch der Klosterstiftungen, 22. Hauptstück, 21, Anhang 12, 7, Seelenburg, 4. Wohnung, Zweites Hauptstück, 5, Weg der Vollkommenheit, 42. Hauptstück, 2).

Papst Johannes Paul II. schreibt: »Wie Thomas, so fällt die Kirche anbetend vor dem Auferstandenen in der Fülle seines göttlichen Glanzes nieder und ruft in alle Ewigkeit aus: ›Mein Herr und mein Gott‹«. (Johannes Paul II, Apostolisches Schreiben Novo Millennio Ineunte, 21, siehe auch Instruktion Redemptionis sacramentum, 40)

Und Augustinus sagt: »Indem er ihn seiner Menschheit nach berührte, bekannte er ihn als Gott. Und uns, die wir den jetzt im Himmel Thronenden nicht mehr mit den Händen betasten, aber im Glauben berühren können, uns zum Tröste sprach der Herr zu ihm: ›Weil du gesehen hast, hast du geglaubt; selig, die nicht sehen und doch glauben‹ (Joh. 20, 29). Damit sind wir beschrieben, sind wir bezeichnet. An uns soll die Seligpreisung, die der Herr für die Zukunft gegeben hat, Wirklichkeit werden.« (Augustinus, Predigt über den 1. Johannesbrief, 1. Predigt)

Damit wir in Gott sind

Nach den Worten Jesu: »Selig sind, die nicht sehen und doch glauben« (Joh 20,29), endet das Kapitel mit den Worten des Johannes: »Noch viele andere Zeichen hat Jesus vor den Augen seiner Jünger getan, die in diesem Buch nicht aufgeschrieben sind. Diese aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben Leben habt in seinem Namen.« (Joh 20,30-31)

Wir sehen also, dass Johannes hier den Glauben noch einmal betont. Aus gutem Grund. Durch den Glauben, der uns geschenkt ist, durch das Bekenntnis, das aus ihm folgt, und durch die Liebe, der er entstammt, können wir in Gott sein.

Es gibt im Neuen Testament einige sehr wichtige Bekenntnisse. Dazu gehört das Bekenntnis des Petrus, wo Jesus fragt: »Ihr aber, für wen haltet ihr mich? Simon Petrus antwortete und sprach: Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes«. (Mt 16,15-16, siehe auch Mk 8,29, Lk 9,20, Joh 6,69) Wir finden auch Bekenntnisse wie das Johannes des Täufers: »Dieser ist der Sohn Gottes« (Joh 1,34), des Andreas: »Wir haben den Messias gefunden – das heißt übersetzt: Christus« (Joh 1,41), Nathanaels: »du bist der Sohn Gottes« (Joh 1,49), Marthas: »ich glaube, dass du der Christus bist, der Sohn Gottes« (Joh 11,27), des Hauptmanns: »Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn« (Mk 15,39, Mt 27,54) u. a.

Sie alle sind entscheidend, denn es heißt bei Paulus: »denn wenn du mit deinem Mund bekennst: Herr ist Jesus – und in deinem Herzen glaubst: Gott hat ihn von den Toten auferweckt, so wirst du gerettet werden.« (Röm 10,9)

Das Bekenntnis des Thomas fühlt sich vielleicht deshalb so bedeutend an, weil es aus dem bekundeten Zweifel herauskommt und in den bezeugten Glauben hineinführt. So hat es für uns eine besondere Bedeutung, weil es uns die Richtung weist. Weil wir glauben, selbst wenn wir nicht sehen, und dadurch sehen, dass zu glauben mehr ist als zu sehen.

Chrysostomos schreibt an einer Stelle: »Wenn nun jemand sagt: Wenn ich nur in jenen Zeiten gelebt und Christus Wunder vollbringen gesehen hätte!; lasst ihn bedenken: Selig sind, die nicht gesehen, und trotzdem geglaubt haben.« (Chrysostomos, Thomas, Catena Aurea, Chap. 20, eigene Übersetzung)

So können wir die Größe des Bekenntnisses aus dem Zweifel und der Tiefe seiner Umkehr verstehen. Die Größe aber, und das ist wesentlich, verdankt sich nicht in erster Linie dem Zweifel, dem das Bekenntnis folgt, und auch nicht dem Sehen und Berühren, denen das Erkennen folgt, sondern Gott, der den Glauben schenkt und so das Bekenntnis schafft. Der Glaube ist ein Geschenk, den der Herr, unser Gott, ihm und uns allen schenkt.

So schreibt Cassianus: »Deßhalb verkündete auch Petrus auf Eingebung des hl. Geistes, obwohl er von aussen den Sohn des Menschen sah, doch den Sohn Gottes und sprach: ›Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Deßhalb ferner glaubte Thomas, als er den Leib berührte, er habe Gott berührt und rief: ›Mein Herr und mein Gott!« (Johannes Cassianus, De incarnatione Domini, 6. Buch, 19)

Und Papst Benedikt XVI. sagt: »Gott ist allgegenwärtig, ja. Aber die leibliche Gegenwart des auferstandenen Christus ist noch einmal etwas anderes, etwas Neues. Der Auferstandene tritt mitten unter uns herein. Und da können wir gar nicht anders als mit dem Apostel Thomas sagen: Mein Herr und mein Gott!« (Benedikt XVI., Ansprache, 22. Dezember 2011)

Randnotiz zu

JOHANNES 21,4

»Als es schon Morgen wurde,
stand Jesus am Ufer«

»Als es schon Morgen wurde,
stand Jesus am Ufer.
Doch die Jünger wussten nicht,
dass es Jesus war.«

Joh 21,4

Einleitung

Im letzten Kapitel des Evangeliums nach Johannes findet sich die Erzählung, in der sich Jesus, nachdem er gekreuzigt wurde, auferstand und seinen Jüngern zweimal erschien, ein drittes Mal offenbart. Die Jünger sind am See Genezareth die ganze Nacht fischen, fangen aber nichts. Als es Morgen wird, steht Jesus am Ufer. Sie erkennen ihn aber nicht. Er sagt ihnen, sie sollen das Netz auf der rechten Seite des Bootes auswerfen. Sie tun es und können es nicht wieder einholen, weil es so voller Fische ist. Da erkennen sie ihn. Sie kommen zu ihm ans Land und sehen am Boden ein Kohlenfeuer und darauf Fisch und Brot liegen. Jesus sagt ihnen, sie sollen von den Fischen bringen, die sie gerade fingen. Dann nimmt er das Brot und den Fisch und gibt sie ihnen. Anschließend fragt er Petrus dreimal, ob er ihn mehr liebt als diese. Petrus bestätigt. Jesus beauftragt ihn, seine Lämmer und Schafe zu weiden. (Joh 21, EÜ)

Die Erzählung geht noch ein bisschen weiter und hat mit dem Jünger zu tun, den Jesus liebt. Gemeint ist Johannes, einer der zwölf Apostel und Verfasser des Evangeliums. Damit endet dieses Evangelium, das sich durch seine theologische Tiefe auszeichnet. Oder beginnt zugleich etwas Neues?

Es ist ein großes Kapitel von großer Bedeutung. Entsprechend viel wurde darüber geschrieben und entsprechend weniger brauchen wir hier zu wiederholen.

Betrachten wir es aber kurz aus der Perspektive des ersten Satzes, der sich in diesem Bibelvers findet:

»Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer. Doch die Jünger wussten nicht, dass es Jesus war.« (Joh 21,4)

Sehen wir uns diesen Morgen an, von dem hier die Rede ist, und bedenken wir, was er bedeutet. Betrachten wir ihn als einen neuen Anfang voller Aufwachen, Aufstehen, Aufbruch und Auftrag Es ist ein Neubeginnen, mit dem das letzte Kapitel des letzten Evangeliums neue Kapitel eröffnet.

Weil der Morgen durch den kommt, der der Morgen ist – Jesus. Weil Gott der Morgen ist.

Der Anfang mit dem Schluss

Um den Satz besser zu verstehen, müssen wir das Kapitel kennen und um das Kapitel besser zu begreifen, sollten wir uns auch das Ende des vorangehenden Kapitels ansehen. Es ist das Kapitel 20, das das Kapitel 21 in einer gewissen Weise einleitet. Hier findet sich am Ende eine Stelle, die oft als erster Schluss bezeichnet wird, so beispielsweise in der Überschrift dieser Perikope. Die Stelle lautet:

»Noch viele andere Zeichen hat Jesus vor den Augen seiner Jünger getan, die in diesem Buch nicht aufgeschrieben sind. Diese aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben Leben habt in seinem Namen.« (Joh 20,30-31)

Wenn wir das lesen, hört es sich irgendwie nach Ende an. Wenn wir aber weiterblättern, kommen wir noch zum letzten Kapitel, mit dem das Evangelium dann tatsächlich abschließt, demjenigen, mit dem wir uns hier beschäftigen. Dieses setzt die Erzählung also fort und endet mit dem sogenannten zweiten Schluss:

»Dies ist der Jünger, der all das bezeugt und der es aufgeschrieben hat; und wir wissen, dass sein Zeugnis wahr ist. Es gibt aber noch vieles andere, was Jesus getan hat. Wenn man alles einzeln aufschreiben wollte, so könnte, wie ich glaube, die ganze Welt die dann geschriebenen Bücher nicht fassen.« (Joh 21,24-25)

Die Erklärungen für diese beiden Schlüsse lauten, dass Johannes vielleicht im Nachhinein etwas einfiel und er es deshalb nachtrug. Damit wäre das letzte Kapitel also hinzugefügt worden. Es gibt auch Theorien, dass es von seinen Schülern stammt, die das Kapitel später verfassten. Ebenso kann man aber auch einwenden, dass der erste Schluss gar kein Schluss ist. Es ist kein Manuskript ohne das letzte Kapitel erhalten, was dafür spricht, dass das letzte Kapitel schon immer das letzte Kapitel war.

Augustinus bemerkt entsprechend, dass hier gewissermaßen ein Ende des Buches eingefügt wurde, aber gleichsam als Einleitung zur nachfolgenden Erzählung, um ihr »einen herausragenderen Platz zu schaffen«. (Augustinus von Hippo, Vorträge über das Johannes-Evangelium, 122, eigene Übersetzung aus Tractatus 122) Es ist also etwas da, das sich wie ein Schluss liest, es kann aber unterschiedlich interpretiert werden.

Die Ausdrucksweise klingt, als würde sich das Evangelium zu Ende neigen. Aber wer weiß, wie sehr wir es als Schluss empfinden würden, wenn die Überschrift dort nicht stehen würde und wir es nicht wüssten. Vielleicht würde es dann als Abschluss der Haupthandlung anmuten mit ihren großen öffentlichen Wundererzählungen, die im zweiten Kapitel mit der Hochzeit in Kana beginnen (Joh 2) und hier eben enden. Es werden im letzten Kapitel zwar noch viele Fische gefangen, was ein Wunder ist, aber vielleicht gilt das

nicht als öffentliches Wunder. Chrysostomos benennt in dieser Szene sogar drei Wunder, nämlich, dass so viele Fische gefangen werden, dass das Netz nicht reißt und dass schon Fisch und Brot vorbereitet sind. (Johannes Chrysostomus, In Iohannem homiliae, 87, 2) Aber diese Wunder ereignen sich im Kreis der Jünger und dienen nicht als Zeichen gegenüber der Öffentlichkeit.

Ein solcher vorgelagerter Abschluss der großen Handlungserzählung würde auch literarisch gut dazu passen.

Das Evangelium beginnt mit einem großen Prolog (Joh 1,1-18), der die Schöpfungserzählung des ersten Kapitels des Alten Testaments (Gen 1) aufgreift, fortsetzt und vertieft. So wie in den ersten Sätzen zu Beginn der Bibel darüber berichtet wird, dass Gott die Welt schuf, wird hier in den ersten Worten am Anfang des Evangeliums darüber berichtet, dass er es durch das Wort tat. Insofern wäre die literarische Komposition des Evangeliums von einer poetischen Perfektion, sowohl von seiner Einbettung in die Bibel als auch von der Struktur der Erzählung des Evangeliums selbst.

Das Johannesevangelium eröffnet mit einem Prolog und klingt aus mit einem Epilog. Es beginnt mit einer Einleitung, die uns in die Geschichte eintaucht, und endet mit einem Nachwort, das uns in eine neue Geschichte hineinführt. Es ist logisch, die Erzählung auf eine Weise zu beenden, wie sie begonnen wird. Und es ist schön, es zu tun, weil die literarische Balance die inhaltliche Perfektion verdeutlicht. Es macht die

Erzählung vom poetischen Standpunkt perfekt. Das ist aber nur ein ergänzender Punkt, denn wir sollten uns ständig vor Augen halten, dass es nicht auf Rhetorik und Erzählstruktur ankommt, sondern auf den Inhalt, der sich der persönlichen Erfahrung verdankt. (Benedikt XVI., Verbum Domini, 5)

Und so brauchen wir die Diskussion der beiden Schlüsse nicht zu entscheiden. Stattdessen dürfen wir uns darüber freuen, wie sie die Geschichte in erzählerischer Hinsicht ausgestalten.

Jede Erzählung erreicht irgendwann ihren Höhepunkt. Es ist der Augenblick, in dem die Geschichte ihre Aussage vollständig entfaltet, in ihrer ganzen Weite offenbart und bestätigt. Das geschieht hier in der Beschreibung der Kreuzigung in Kapitel 19 (Joh 19), der Auffindung des leeren Grabes im Kapitel 20 (Joh 20) und der Erscheinung Jesu vor Maria von Magdala und seinen Jüngern, die seine Auferstehung beweisen. Nach solchen Höhepunkten bricht die Erzählung nicht gleich ab. Es folgt noch eine Szene, die alles abschließt, alles abrundet und auch einen neuen Ausblick schenkt. Das ist der Fall im Kapitel 21. (Joh 21)

Wenn wir nun dieses letzte Kapitel aus diesem Blickwinkel lesen, wird es uns umso mehr als Ende erscheinen, weil es durch den vorläufigen Schluss eingeleitet wurde. Die Geschichte ist erzählt, von ihrem großen Anfang und ersten Beginn über die vielen Wunder und erklärenden Ausführungen bis zur Kreuzigung und Auferstehung. Diese Handlung geht zu

Ende, obwohl noch vieles zu erzählen wäre, wie Johannes anmerkt. (Joh 20,30-31) Trotzdem drängt es uns, noch eine Szene zu erleben, in der wir uns innerlich zurücklehnen können, um alles zu überblicken und zu verstehen. Diese Szene gehört eingeleitet und der sogenannte erste Schluss ist eine solche Einleitung.

Der Epilog passt zum Prolog und ist dabei zugleich selbst ein neuer Prolog. Nicht zu der Geschichte, die gerade erzählt wurde, denn diese wurde in vier Evangelien dargestellt und ist abgeschlossen. Es ist der Prolog zu dem Leben nach diesen Geschehnissen. Obwohl die Geschichte also endet, beginnt eine neue, in die sie hineingleitet. Sie wird fortgesetzt in der nachfolgenden Apostelgeschichte, den anschließenden Briefen und der abschließenden Offenbarung.

So könnten wir das Ende des vorletzten Kapitels als den Schluss vor dem Anfang bezeichnen. Denn das Ende dieses Evangeliums fühlt sich wirklich an wie ein neuer Anfang.

Es ist Morgen, ein neuer Tag.

Als es schon Morgen wurde

Das letzte Kapitel beschreibt die Erscheinung Jesu am See von Tiberias und beginnt mit einem Bericht über die Jünger, die die ganze Nacht erfolglos fischen sind:

»Danach offenbarte sich Jesus den Jüngern noch einmal, am See von Tiberias, und er offenbarte sich in folgender Weise. Simon Petrus, Thomas, genannt Didymus, Natanaël aus Kana in Galiläa, die Söhne des Zebedäus und zwei andere von seinen Jüngern waren zusammen. Simon Petrus sagte zu ihnen: Ich gehe fischen. Sie sagten zu ihm: Wir kommen auch mit. Sie gingen hinaus und stiegen in das Boot. Aber in dieser Nacht fingen sie nichts.« (Joh 21,1-3)

Nun kommt der Bibelvers, um den es uns hier geht: »Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer. Doch die Jünger wussten nicht, dass es Jesus war.« (Joh 21,4)

Wenn hier von Morgen die Rede ist, ist damit sicher erst einmal der Morgen gemeint. Es ist früh in der Früh. Und so sollten wir es auch nehmen. Aber es kommt wohl noch etwas anderes hinzu. Denn wenn wir es lesen, denken wir etwas, empfinden wir etwas und stellen uns etwas vor. Und der, der es schrieb, dachte auch etwas, empfand auch etwas und hatte auch ein Bild vor Augen. Es ist das, was in der Szene selbst beschrieben und dargestellt ist, in ihr angelegt ist, ihr eignet. Es ist das, was in der Luft liegt. Was ist es?

Vielleicht könnten wir sagen, es ist der Morgen, der ein Neubeginnen ist. Denn der Morgen ist ein Anfang und ein Aufbruch, ein Aufstehen und ein Aufwachen und vieles mehr.

Der Morgen ist ein Anfang, weil mit ihm der Tag beginnt. Gerade deshalb ist er auch ein Aufbruch, weil er auf den Tag verweist, in den er aufbricht. Diese Stimmung des Neubeginnens ist es, die dem Morgen innewohnt. Der Blick des Morgens richtet sich auf den Tag und so ist in ihm der Vormittag ebenso enthalten wie der Mittag, der Nachmittag und der Abend. Sie liegen noch vor ihm, ihre Ahnung ist aber bereits in ihm. Der Blick des Morgens ist damit ein Blick in die Zukunft, der sie durch dieses Hineinblicken in die Gegenwart des Morgens holt. So ist im Morgen die Hoffnung des Tages angekündigt, den wir gerade betreten, mit allen Möglichkeiten, die er bietet und allen Perspektiven, die er eröffnet. Der Horizont des Morgens umfasst so den ganzen Tag. Er nimmt die Zukunft in sich auf und zieht sie in die Gegenwart, die von ihr getragen wird.

In dieser Morgenszene müssen wir zugleich die Nacht mitdenken, die die Jünger hinter sich haben. Sie sind die ganze Nacht fischen und das ist Arbeit. Auch wenn sie währenddessen schlafen und es als Fischer gewohnt sind, sie kommen aus dem Tun, nicht aus dem Entspannen. Zusätzlich sind ihre Anstrengungen umsonst, denn sie fangen nichts.

Nun gehört aber die Nacht gerade in der Bibel zum Tag dazu, weil damals der nächste Tag mit der Nacht zu

diesem Tag begann. Wenn die Sonne untergeht und die Nacht beginnt, beginnt mit ihr auch der nächste Tag. Diese Wahrnehmung dürfte heute verschoben sein. Damals aber leitete die Nacht den Tag ein, so wie auch heute noch in der Liturgie. Das hat seine Richtigkeit. Wir kommen immer aus der Nacht in den Tag. Wir müssen durch die Dunkelheit, um ans Licht zu treten.

Der Morgen ist auch die Zeit des Aufstehens und des Aufwachens. Wir sollten diese beiden unterscheiden, weil zwischen ihnen ein wesentlicher Unterschied besteht. Wir wachen auf, dann stehen wir auf. Doch das wirkliche Aufwachen kommt meist erst nach dem Aufstehen, wie wir aus Erfahrung wissen. Wir müssen aufwachen, um aufzustehen, aber aufstehen, um wirklich aufzuwachen. Unsere Augen werden beim Aufwachen zwar geöffnet, aber wirklich zu sehen beginnen sie erst später, wenn das wirkliche Aufwachen dem Aufstehen folgt. Sie müssen sich noch an das Licht des Tages gewöhnen. So wie hier, wo die Jünger Jesus erblicken, ihn aber nicht gleich erkennen. Wo sie ihn schon die ganze Zeit kannten und trotzdem nur schrittweise erkannten. Ihre Augen müssen lernen zu sehen, aufzuwachen.

Deshalb fühlt sich der Morgen in dieser Szene auch so friedlich an. Betrachten wir das Ufer, lauschen wir den Wellen, hören wir das Knistern des Feuers, an dem Fisch und Brot liegen, wie wir gleich lesen werden. Wir riechen den Duft von Frühstück. Es ist eine Zeit, in der alles gelöst ist und entspannt, in der alles noch ein wenig innehält.

Heute ist der Morgen für viele von uns wohl eher eine Zeit der Hast und Mühe, in der der äußere Lärm den inneren Lärm schafft. Aber die Jünger in dieser Szene kehren gerade aus dem Lärm der Nacht zurück, die ihnen nicht die volle Ruhe gönnte. Und sie haben nicht nur diese Nacht hinter sich, sondern auch die Nacht der Kreuzigung. Sie sind zwar eingetaucht in den Morgen der Auferstehung, aber wirklich aufgewacht sind sie vielleicht noch nicht ganz. Sie wurden bereits auf den Weg geschickt (Joh 20,21), aber wirklich angelangt im neuen Tag sind sie wohl noch nicht ganz. Nun nähern sie sich dem Ufer. Der Aufbruch steht bevor.

Bevor wir uns in diesen hineinstürzen, betrachten wir noch ein wenig die Wörter, um ihre Bedeutung besser zu verstehen und damit auch den Satz und die Szene besser zu begreifen.

Im griechischen Original lautet der Satz: »Πρωΐας δὲ ἤδη γενομένης ἔστη Ἰησοῦς εἰς τὸν αἰγιαλόν, οὐ μέντοι ᾔδεισαν οἱ μαθηταὶ ὅτι Ἰησοῦς ἐστιν.« Transkribiert: »Prōïas de ēdē genomenēs estē Iēsous eis ton aigialon, ou mentoi ēdeisan hoi mathētai hoti Iēsous estin.« (Joh 21,4 NA28) Und auf Latein, gewissermaßen sicherheitshalber: »Mane autem iam facto, stetit Iesus in litore; non tamen sciebant discipuli quia Iesus est.« (Joh 21,4 NV)

Der Satz beginnt im griechischen Original also mit dem Wort Πρωΐας (Prōias), ›Morgen‹ bzw. der ›frühe Morgen‹. (Joh 21,4 INT) Hier steht es aber im Genitiv, also im zweiten Fall, und heißt deshalb, um genau zu sein,

›Morgens‹. Damit es nicht mit ›morgens‹ verwechselt wird, könnten wir es als ›Des-Morgens‹ schreiben.

Dabei setzt sich Πρωΐα (Prōia), der Morgen, zusammen aus πρωί (prōi), das ›früh‹ heißt, und -ια (-ia), das Zugehörigkeit andeutet, also das zum ›Frühen‹ Gehörige. Im Wort πρωί (prōi) steckt aber auch das Wort πρό (pro), das ›vor‹ oder ›vorne‹ heißt. Wenn wir ›Prōia‹ in diesem Sinn wortwörtlich nehmen, könnten wir sagen, dass es eigentlich ›Vor-iges‹ oder ›Vorne-iges‹ bedeutet.

Das macht Sinn, wenn wir daran denken, dass der Morgen die erste Zeit des Tages ist. Das, was vor dem Morgen liegt, gehört zur Nacht. Selbst der Übergang von Dunkel zu Licht im Sinn des Morgengrauens ist eben noch nicht der Morgen im Sinn des Tages und des Lichts. Der Morgen geht aus der Nacht hervor, ist aber erst Morgen, wenn er Tag ist. So ist auch der Tag im Morgen enthalten. Deshalb kommt dem Morgen eine solche Mächtigkeit in der Wahrnehmung zu. Alle Zeiten des Tages haben ihre Größe, aber sie wurzelt im Anfang des Morgens.

Insofern könnten wir den Morgen tatsächlich als ›Vorn-iges‹ bezeichnen, weil er vorne steht, vor den anderen, und als ›Vor-iges‹, weil er auf den Tag verweist mit seinen Unterteilungen, deren Reihe er eröffnet und deren Etappen er ankündigt. Dazu gehören der Vormittag, Mittag, Nachmittag, Abend und die Nacht, selbst wenn wir sie dem nächsten Tag zurechnen, mit all den Zeiten dazwischen. Sie alle sind im Morgen

angekündigt, was die Bedeutung des Morgens unterstreicht.

Das Wort δὲ (de), das dem Wort ›Prōïas‹ folgt, heißt übrigens ›und‹ oder ›aber‹ und kann auch in anderer Form übersetzt werden. Wie es übersetzt wird, richtet sich nach dem Kontext. Hier signalisiert es den Übergang von der Nacht zum Morgen. Insofern wäre es naheliegend, es als ›aber‹ zu übersetzen. Das ist ein wenig interpretativ, aber das liegt am Wort und seinen Möglichkeiten und der Tatsache, dass es den Morgen von der Nacht abgrenzt. Das wiederum ist deshalb von Bedeutung, weil sich hier, in diesem Satz, in diesem Augenblick, eine Wende ereignet. Es ist eine Wende, die die gesamte Erzählung in eine völlig neue Richtung bringt. Von der Nacht in den Tag, vom leeren Netz zum vollen Netz, vom Dunkel ins Licht.

Das nächste Wort ist ἤδη (ēdē), das ›schon‹ oder ›bereits‹ oder auch ›jetzt schon‹ heißt. Es bezeichnet etwas, das abgeschlossen ist.

Das letzte Wort in diesem Satz ist γενομένης (genomenēs), das mit ›war‹ oder ›wurde‹ übersetzt wird. Es kommt von γίνομαι (ginomai), das ›werden‹, ›entstehen‹ oder ›geschehen‹ bedeutet. Dieses Wort steht übrigens auch im dritten Satz des berühmten Anfangs des Johannesevangeliums: »Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und das Wort war Gott. Dieses war im Anfang bei Gott. Alles ist durch das Wort geworden und ohne es wurde nichts, was geworden ist.« (Joh 1,1-3) Der Ausdruck, der hier für ›geworden‹

verwendet wird, lautet ἐγένετο (egeneto), also im Prinzip die Vergangenheitsform von γίνομαι (ginomai). (Joh 1,3 INT)

Wenn wir also die gesamte Formulierung für ›Prōïas de ēdē genomenēs‹, ›Als es schon Morgen wurde‹ wörtlich präzise übersetzen, könnten wir sagen: »Des Morgens aber schon wurdend« oder »Des Morgens aber schon gewordend«.

Das hört sich vielleicht nach einer zu spezifischen Wortspielerei an und wir müssen es nicht übertreiben mit den Wörtern. Aber das Verständnis, dass hier mit ›Morgen‹ ein Zustand bezeichnet wird, der bereits erreicht ist, zugleich jedoch auch das Geschehen mitausdrückt, das zu ihm führt, ist hilfreich, weil es uns hilft, uns in den Satz und damit in die Szene hineinzufühlen. Sie ist nicht statisch, sondern zutiefst dynamisch. Weil sie den Tag einleitet.

Der Morgen hier ist ein Neubeginnen nach der Nacht, das den neuen Tag eröffnet. Er ist ein Aufstehen und ein Aufwachen, erfüllt von tiefstem Frieden. Dieser Friede verdankt sich demjenigen, der den Frieden bringt. Er steht hier am Ufer. Er ist der Morgen. Er ist der neue Tag.

Stand Jesus am Ufer

Der Satz mit dem Morgen geht weiter und wird um das Wichtigste an diesem Morgen erweitert:

»Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer.« (Joh 21,4)

Jesus ist das Wichtigste an diesem Morgen. Und er ist es, der den Morgen zum Morgen macht. Er macht ihn zu einem Anfang und Aufbruch, Aufstehen und Aufwachen und allem anderen. Weil er der Anfang ist. Wir werden es gleich sehen.

Denken wir jetzt aber erst einmal daran, dass der Morgen sich dadurch von der Nacht unterscheidet, dass die Sonne zu strahlen beginnt und mit ihrem Licht die Welt erfüllt. Gerade hier, in dieser Szene, ist es nicht der Stern, von dem das Licht kommt. Es ist der, der am Ufer steht, denn er ist das Licht: »Ich bin das Licht der Welt«, sagt Jesus an anderer Stelle. (Joh 8,12) So stammt der Morgen aus ihm. So feiern wir die Heilige Messe noch heute in Richtung des Ostens, der aufgehenden Sonne, von wo wir den Herrn erwarten.

Es heißt hier auch, dass Jesus am Ufer steht. Bereits das können wir als einen Anfang betrachten. Denn das Ufer ist der Anfang von Land aus der Perspektive derjenigen, die vom Meer ans Ufer gelangen. Und da wir das Meer als unser irdisches Leben betrachten können und das Land als das Ziel dieses Lebens, können wir das

Ans-Ufer-Kommen als das Erreichen des Ziels betrachten. Wir erreichen mit dem Ufer das Land, das heißt, das wirkliche Leben, das heißt, Gott. Und hier steht er bereits am Ufer und wartet auf uns.

Auch das Wort ›stehen‹ ist in diesem Zusammenhang interessant. Denn der Ausdruck, der hier aus dem griechischen Original übersetzt wird, lautet ἔστη (estē) und das heißt ›stand‹, kann aber auch als ›stellte sich hin‹ oder ›trat hin‹ übersetzt werden. Es beschreibt also zwar einen Zustand, aber als Ergebnis eines Vorgangs, der abgeschlossen wurde. Auch hier zeichnet sich die Statik durch die Dynamik aus, die zu diesem Zustand führte. Damit hat das Stehen eine gewisse Plötzlichkeit und Unmittelbarkeit des Erscheinens. (Joh 21,4 INT)

Der Bibelvers geht aber noch weiter, denn es heißt: »Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer. Doch die Jünger wussten nicht, dass es Jesus war.« (Joh 21,4)

Das ist der Text der katholischen Einheitsübersetzung, von der wir hier ausgehen. Andere Übersetzungen übersetzen es leicht abweichend und setzen keinen Punkt nach Ufer: »Als aber schon der frühe Morgen anbrach, stand Jesus am Ufer; doch wussten die Jünger nicht, dass es Jesus war.«. (Joh 21,4 ELB) »Als es aber schon Morgen war, stand Jesus am Ufer, aber die Jünger wussten nicht, dass es Jesus war.« (Joh 21,4 LUT) »Als es aber schon Morgen geworden war, stand Jesus am Ufer; doch wussten die Jünger nicht, dass es Jesus war.« (Joh 21,8 SLT)

Die Jünger erkennen Jesus also nicht und es stellt sich die Frage, warum nicht. Wir klammern diesen Aspekt hier ein wenig aus, weil es uns in erster Linie um den ersten Satz geht, dessen Aussage schon groß genug ist. Dass die Jünger Jesus nicht gleich erkennen, findet sich aber auch in anderen Kapiteln (Lk 24,16.3, Joh 20,14.16) und bildet eigentlich ein eigenes Kapitel, weil es eine eigene Diskussion verdient. Die Antwort kann in aller Kürze lauten, dass Jesus nach seiner Auferstehung einen verherrlichten Leib hat und die Jünger genauso wie wir die Augen und Herzen öffnen müssen, um ihn zu erkennen. Das würde auch bestätigen, dass sie trotz des Aufstehens noch nicht das Aufwachen erlebten und ihre Augen noch nicht sehen, weil ihre Herzen noch nicht erkennen. Das Aufwachen wird aber gleich folgen und Jesus wird es sein, der es bewirkt durch seine Taten.

Wir könnten zwar auch fragen, ob es nicht an der Entfernung liegt, denn diese wird als zweihundert Ellen vom Land angegeben. Auf der anderen Seite entspricht das etwa neunzig Metern und das dürfte nicht wirklich ins Gewicht fallen.

Nun steht Jesus am Ufer und mit ihm kommt der Morgen und mit ihm der neue Tag. Dieser Tag ist im wahrsten Sinne des Wortes neu, weil seine ganze Ausrichtung neu ist. Das zeigt sich gerade an diesem Satz. Es ist nicht mehr ein Tag, wie er früher war, der sich zu Ende neigt und zur Nacht wandelt. Es ist ein Tag, der niemals endet, ein ewiger Tag, ein ständiger Morgen.

Die vielen Fische

Nach dieser Stelle folgen weitere, große Stellen. Sie hier zu diskutieren, würde den Rahmen sprengen. Betrachten wir sie deshalb nur kurz aus der Perspektive des neuen Morgens, den Jesus schenkt.

Gleich als Nächstes wird beschrieben, wie Jesus die Jünger nach Essen fragt und sie, nachdem ihr Fischfang erfolglos war, auffordert, ihr Netz auf die rechte Seite auszuwerfen, woraufhin sie viele Fische fangen, Johannes Jesus erkennt und Petrus sich auf den Weg zu ihm macht:

»Jesus sagte zu ihnen: Meine Kinder, habt ihr keinen Fisch zu essen? Sie antworteten ihm: Nein. Er aber sagte zu ihnen: Werft das Netz auf der rechten Seite des Bootes aus und ihr werdet etwas finden. Sie warfen das Netz aus und konnten es nicht wieder einholen, so voller Fische war es. Da sagte der Jünger, den Jesus liebte, zu Petrus: Es ist der Herr! Als Simon Petrus hörte, dass es der Herr sei, gürtete er sich das Obergewand um, weil er nackt war, und sprang in den See.« (Joh 21,5-7)

Auch dieser Fischfang ist etwas Neues. Er ist ein neuer Auftrag, weil ihnen gesagt wird, was sie tun sollen. Er ist ein Aufstehen, weil sie wieder auf die Beine kommen müssen, um die Arbeit zu tun, die ihnen die ganze Nacht hindurch nichts brachte, jetzt aber, wo das Licht des Tages da ist, alles bringt, weil das Licht des Herrn da ist. Er ist ein Aufbruch, weil sie mit diesem Fischfang im wahrsten Sinne des Wortes zu neuen Ufern aufbrechen,

nämlich zu dem Ufer, an dem der Herr sie erwartet. Und er ist ein Aufwachen, weil ihnen jetzt und wohl durch eben diesen Fischfang die Augen wirklich geöffnet werden und sie Jesus erkennen. Das sehen wir an Johannes, der erkennt, und an Petrus, der handelt.

Der Auftrag und damit der Aufbruch besteht natürlich nicht nur darin, dass sie Fische fangen sollen. Unter den vielen Fischen versteht die Tradition die vielen Menschen, die von den Aposteln gewonnen werden, indem sie diese in die Kirche, ans Ufer bringen, also zum Herrn.

Kyrill von Alexandria sagt, dass die Jünger Menschen fischen und die, die gefangen werden und glauben, unzählige sind. Er fügt noch hinzu, dass das nur durch die Worte des Erlösers und die Gebote in den Evangelien möglich ist: »Denn es ist das Werk Christi, der durch seine eigene Macht die Schar der Geretteten in der Kirche auf Erden sammelt, wie ins Netz der Apostel.« (Cyril of Alexandria, Commentary on the Gospel according to John, Book 12, eigene Übersetzung)

Das Neue erkennen wir auch daran, dass sie die Netze auf der rechten Seite auswerfen sollen und sie trotz der vielen Fische nicht reißen. Das ist ein wesentlicher Unterschied zu einem anderen Fischfang am See Genezareth, über den Lukas berichtet. (Lk 5,4-11) Dort arbeiten die Jünger ebenfalls die ganze Nacht und fangen nichts. Erst als Jesus ihnen sagt, sie sollen hinausfahren und ihre Netze hinauswerfen, fangen sie eine große Menge Fische. Diese Erzählung kommt chronologisch

zuerst und stellt eine sehr ähnliche Situation dar, wie wir sehen. Beide Szenen unterscheiden sich jedoch wesentlich. Damals sollten die Jünger die Netze einfach auswerfen, jetzt wird ihnen die rechte Seite angegeben. Damals drohten die Netze zu reißen und die beiden Boote, mit denen sie gefüllt waren, zu versinken, jetzt hält das Netz. (Lk 5,6-7)

Augustinus schreibt, dass damals die Netze nach beiden Seiten ausgeworfen wurden, um sowohl die Guten als auch die Bösen zu fangen, jetzt aber nur auf die rechte Seite wegen der Guten. Deshalb zerrissen damals die Netze fast aufgrund der Spaltungen, hier aber nicht wegen des Friedens der Heiligen. (Augustinus, Johannes-Evangelium, 122, 7)

Dass die rechte Seite für die Guten steht, dürfte aus der klassischen Wahrnehmung ersichtlich sein. Wir könnten vielleicht auch darauf hinweisen, dass Jesus zur Rechten des Vaters sitzt. Vielleicht könnten wir auch an die Wunde Christi denken, die ihm bei der Kreuzigung an der rechten Seite mit der Lanze zugefügt wurde und aus der sich Blut und Wasser ergossen (Joh 19,33-34), die Sakramente der Kirche (Augustinus, ebenda, 120,2, auch De Civitate Dei, 15, 26), Eucharistie und Taufe.

Die Stelle bei Lukas ist in diesem Zusammenhang auch deshalb von Bedeutung, weil sie damit endet, dass Petrus Jesus zu Füßen fällt und sagt: »Geh weg von mir; denn ich bin ein sündiger Mensch, Herr!« Und Jesus antwortet: »Fürchte dich nicht! Von jetzt an wirst du Menschen

fangen.« (Lk 5,8-10) Daraufhin ziehen sie die Boote an Land und folgen ihm nach.

Die Aufforderung mit dieser Aussage findet sich auch im Evangelium nach Matthäus in der Szene der Berufung der ersten Jünger, wo Jesus am See von Galiläa entlanggeht und Simon Petrus und Andreas sieht. Als Fischer sind sie gerade dabei, ihr Netz in den See zu werfen. Und er sagt zu ihnen: »Kommt her, mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen.« (Mt 4,19)

Beide Erzählungen beinhalten also die Verheißung, dass Jesus die Jünger zu Menschenfischern machen wird. Er spricht hier übrigens in der Zukunftsform, er sagt also, dass er sie dazu machen wird. Wir könnten es also als Ankündigung verstehen, die in der Szene bei Johannes erfüllt wird. Denn hier beginnen sie tatsächlich Menschenfischer zu sein.

So hat diese Stelle starke Bezüge zu anderen Stellen, denen sie ähnelt und damit an sie anschließt, sich aber von ihnen unterscheidet und sie damit fortsetzt, indem sie sie erfüllt. Auf diese Weise ist auch diese Szene der Anfang von etwas Neuem. Der Morgen ist der Beginn eines neuen Lebens für alle Jünger. Und er ist es, weil Jesus ihn dazu macht. Er ist es, der ihnen den Auftrag gibt und das Wunder wirkt. Durch ihn fangen sie so viele Fische.

Zusätzlich kündigt sich bereits hier, das dürfen wir wohl sagen, auch ein großer Neuanfang für Petrus an, der gleich folgen wird. Er wird spürbar und greifbar, als

Petrus in den See springt. Schon einmal versuchte er, Jesus auf dem Wasser entgegenzukommen. Damals schaffte er es nicht, weil er zweifelte und begann unterzugehen. Jesus rettete ihn und fragte ihn, warum er gezweifelt habe. (Mt 14,28-31)

In dieser Szene jetzt zieht Petrus sofort sein Obergewand an und springt gleich ins Wasser. Er ist auf dem Weg zum Herrn. Er tut damit etwas, das die anderen nicht tun, und damit etwas mehr, als die anderen. Das könnten wir betonen vor allem in Hinsicht auf die Frage bzw. die drei Fragen, die Jesus ihm bald stellen wird, nämlich, ob er ihn mehr liebt als diese.

Interessanterweise tut er das als Folge davon, dass Johannes den Herrn erkennt und es sagt. Wie beim leeren Grab (Joh 20,3-8) ist es auch hier Johannes, der als Erster am Ziel ist, weil er als Erster am leeren Grab ankommt und hier als Erster den Herrn erkennt, und trotzdem in beiden Fällen Petrus den Vortritt lässt, damit er als Erster das leere Grab betritt und hier als Erster zu Jesus ans Ufer gelangt.

Die hundertdreiundfünfzig Fische

Was die Anzahl der Fische anbelangt, ereignet sich hier ebenfalls etwas Neues, denn es sind nicht bloß viele Fische, die die Jünger fangen, es sind ganz genau hunderdreiundfünzig:

»Dann kamen die anderen Jünger mit dem Boot – sie waren nämlich nicht weit vom Land entfernt, nur etwa zweihundert Ellen – und zogen das Netz mit den Fischen hinter sich her. Als sie an Land gingen, sahen sie am Boden ein Kohlenfeuer und darauf Fisch und Brot liegen. Jesus sagte zu ihnen: Bringt von den Fischen, die ihr gerade gefangen habt! Da stieg Simon Petrus ans Ufer und zog das Netz an Land. Es war mit hundertdreiundfünfzig großen Fischen gefüllt, und obwohl es so viele waren, zerriss das Netz nicht.« (Joh 21,8-11)

Die Erklärung für diese präzise Angabe der Fische lautet mehrheitlich, dass sie symbolisch zu interpretieren ist und mit ihr eine große Anzahl bezeichnet wird.

Augustinus beispielsweise zählt zehn und sieben zusammen, wobei die Zehnzahl für die Zehn Gebote als Gesetz steht und die Siebenzahl für den Heiligen Geist, der als Gnade hinzukommt und durch die Heiligung des siebten Tages u. a. angedeutet wird. Das ergibt siebzehn. Nun fügt er den einzelnen Zahlen von eins bis siebzehn aufsteigend die jeweils nächste Zahl hinzu, er rechnet also eins plus zwei plus drei usw. bis siebzehn. Und das

ergibt hundertdreiundfünfzig. Durch diese symbolische und umfassende Zahl werden alle sinnbildlich bezeichnet, die zum ewigen Leben auferstehen werden. (Augustinus, Johannes-Evangelium, 122, 8)

Auch Thomas schreibt: »Aber werden etwa nicht mehr gerettet als hundertdreiundfünfzig? Ganz im Gegenteil, diese Zahl bezeichnet etwas auf mystische Weise. Denn niemand kann in das Vaterland kommen, wenn nicht durch das Befolgen des Dekalogs, noch ist das Befolgen möglich, wenn nicht durch die siebenfache Gnade des Heiligen Geistes.« (Thomas, Commentary on the Gospel of St. John 21, 2605, eigene Übersetzung)

Hieronymus beruft sich auf Oppian aus Kilikien, der schreibt, dass es einhundertdreiundfünfzig Arten von Fischen gibt und schlussfolgert daraus, dass diese alle von den Aposteln gefangen werden, dass also jede Art von Menschen aus dem Meer dieser Welt zur Rettung herausgezogen wird. (Hieronymus, Commentaria in Ezechielem, 14, 47)

Und Kyrill von Jerusalem sagt, dass die Einhundert für die Fülle der Heiden steht, die ins Netz gehen, die Fünfzig für die kleinere Anzahl der Juden, die gerettet werden und die Drei die Heilige Dreieinigkeit repräsentiert. (Cornelius a Lapide, The Great Commentary, The Gospel of S. John, 21)

Es gibt noch andere Erklärungen. Aber unabhängig davon, welche Bedeutung die Zahl haben mag, in einem Punkt scheinen sich die meisten einig zu sein: Die Zahl

zeigt an, dass viele gerettet werden und dass deren Anzahl weit über die genannte Zahl hinausgeht.

Wir sollten auch bedenken, was es bedeuten würde, wenn die Zahl nicht symbolisch gemeint wäre. Denn falls die Zahl außer einer Beschreibung keine Bedeutung hätte, würde es belegen, dass Johannes auf jeden Fall ein Augenzeuge war, sonst wüsste er es nicht so genau. Die Präzision seiner Angabe bestätigt seine Aussage.

Wie dem auch sei, dass hundertdreiundfünfzig Fische gefangen werden, ist ebenfalls nur Jesus zu verdanken. Er bewirkt das Wunder und er bringt das Neue an diesem Morgen.

Der eine Fisch und das Brot

Nun geht die Erzählung weiter und beschreibt, wie Jesus den Jüngern Essen anbietet, die nun wissen, dass er Jesus ist. Dass er sie zu diesem Frühstück einlädt, scheint selbstverständlich, ist aber ebenfalls grundlegend neu, wenn wir uns ansehen, was er ihnen anbietet:

»Jesus sagte zu ihnen: Kommt her und esst! Keiner von den Jüngern wagte ihn zu befragen: Wer bist du? Denn sie wussten, dass es der Herr war. Jesus trat heran, nahm das Brot und gab es ihnen, ebenso den Fisch. Dies war schon das dritte Mal, dass Jesus sich den Jüngern offenbarte, seit er von den Toten auferstanden war.« (Joh 21,12-14)

Hier ist also die Rede von Brot und Fisch, die er ihnen gibt. Erinnern wir uns an den Satz, der sich an der im vorherigen Abschnitt zitierten Textstelle findet: »Als sie an Land gingen, sahen sie am Boden ein Kohlenfeuer und darauf Fisch und Brot liegen.« (Joh 21,9)

Das ist von Bedeutung. Denn es ist anzunehmen, dass Jesus ihnen eben diesen Fisch und dieses Brot gibt. Ob sie die Fische essen, die sie gerade ans Land zogen, wissen wir nicht. Auf der einen Seite sieht es nicht so aus, weil es gleich weitergeht, sodass sie die Fische gar nicht zubereiten könnten. Auf der anderen Seite wurde die Zeit der Zubereitung vielleicht nur übersprungen. Was wir aber wissen, ist, dass Jesus ihnen Brot und Fisch gibt. Und weil er es ist, der Fisch und Brot hat, dürfte es sich

um den Fisch und das Brot handeln, die bereits über dem Kohlenfeuer lagen. Was hat es also mit diesem Fisch und diesem Brot auf sich?

Augustinus bringt den Fisch und das Brot mit Jesus in Verbindung: »Der gebratene Fisch ist der leidende Christus. Er ist auch das Brot, das vom Himmel herabgestiegen ist. Ihm wird die Kirche einverleibt, damit sie an der ewigen Seligkeit teilnehme.« (Augustinus, Johannes-Evangelium, 123, 2, er verwendet hier die Formulierung ›Piscis assus, Christus est passus‹, siehe Tractatus in Euangelium Iohannis, 123,2)

Auch Thomas interpretiert den Fisch als den leidenden Christus: »Denn der gebratene Fisch ist der leidende Christus, der über die Kohlen gelegt wird, wenn er aus dem Feuer der Liebe zu uns am Kreuz geopfert wird.« (Thomas, Commentary on the Gospel of St. John 21, 2599, eigene Übersetzung, mit der Formulierung ›nam piscis assus, est Christus passus‹ bezieht er sich offensichtlich auf Augustinus, siehe oben) Auch über das Brot sagt er: »Ebenso bereitet er das Brot, durch das man gestärkt wird, welches er selbst ist.« (ebenda, 2599)

Insofern wäre eben dieser eine Fisch der Grund für die vielen Fische, die diesem einen nachfolgen, und für das Wunder der hundertdreiundfünfzig Fische, die gefangen werden können, weil dieser eine Fisch sich für sie hingab.

Insofern wäre das Brot nicht nur eine Speise, die sättigt, sondern die Speise, die uns auf dem Weg zu und mit und in Gott stärkt und in Gott hält. Dieses Brot macht nicht

bloß voll, sondern bringt die Fülle des Lebens. Wie Jesus an einer anderen Stelle des Johannesevangeliums sagt: »ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben.« (Joh 10,10). Wobei wir anmerken dürfen, dass Jesus hier den Ausdruck ζωή (zōē) gebraucht, der nicht nur das normale Leben im Sinne des Existierens bezeichnet, sondern das ewige Leben in Gott meint (Joh 10,10 INT)

Es ist also ein neues Mahl. Und dieses Mahl ist nicht bloß ein Frühstück, sondern unsere Rettung. Jesus schenkt sich selbst. Er gibt den Jüngern das Brot, das er selbst ist, und schenkt uns das Leben, in jeder Kommunion, die wir empfangen. So erhalten wir, was wir brauchen, um ewiges Leben zu erhalten.

Denken wir an das Manna, das Gott den Israeliten während der Wüstenwanderung als Brot vom Himmel regnen lässt, um ihren Hunger zu stillen. (Ex 16) Denken wir an die beiden Brotvermehrungen, also die Speisung der Fünftausend mit nur sieben Broten und ein paar Fischen (Lk 9,10-17) und die Speisung der Viertausend mit fünf Gerstenbroten und zwei Fischen (Mt 15,32-39, Mk 8,1-10), die Jesus vermehrt, um sie zu sättigen.

Denken wir aber auch daran, dass Jesus uns das himmlische Brot schenkt, das er selbst ist, damit wir durch ihn das Leben haben: »Ich bin das Brot des Lebens« (Joh 6,35), »Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist. Wer von diesem Brot isst, wird in Ewigkeit leben.« (Joh 6,51) Und denken wir an das letzte Abendmahl, als er das Brot den Jüngern reicht,

damit wir auch heute in der Eucharistie seinen Leib empfangen: »dann brach er das Brot, reichte es den Jüngern und sagte: Nehmt und esst; das ist mein Leib.« (Mt 26,26, auch Mk 14,22, Lk 22,19, 1 Kor 11,23-24)

So schreibt Gregor der Große: »Deshalb aß er gebratenen Fisch und Brot, um uns durch eben diese seine Speise zu zeigen, dass er sowohl das Leiden unserer Menschlichkeit ertrug als auch für unsere Erneuerung aus seiner Göttlichkeit sorgte.« (Gregorius Magnus, Homiliae in Evangelia, Lectio S. Evang. Sec. Joan. XXI, 1-14, ed. Migne, eigene Übersetzung)

Das von Jesus zubereitete und vorbereitete Mahl ist also ein neues Mahl, zu dem wir alle eingeladen sind, die Jünger ebenso wie die vielen hundertdreiundfünfzig Fische.

Dazu ein paar ergänzende Anmerkungen, die alle Stellen der Bibel aufzählen, in denen das Wort ›Fisch‹ vorkommt und die sich in der Einheitsübersetzung finden. (Bibleserver) Interessanterweise haben sie alle mit Jesus zu tun, nur im Alten Testament gibt es eine kleine Ausnahme.

Ein Fisch spielt eine wichtige Rolle bei Jona, weil er ihn verschlingt und Jona sich drei Tage und drei Nächte im Bauch des Fisches befindet, bis der Herr befiehlt und der Fisch Jona an Land speit. (Jona 2) Und es ist Jesus selbst, der darauf Bezug nimmt, als er sagt, dass diese Generation ein Zeichen fordert, ihr aber kein anderes gegeben wird als das Zeichen des Jona, das Jesus auf sich

bezieht, weil er als Menschensohn ein Zeichen für diese Generation sein wird, womit seine Auferstehung am dritten Tag gemeint ist. (Mt 16,4, Lk 11,29)

Ebenso von einem Fisch spricht Jesus, als es ums Beten geht und er fragt, ob denn einer da ist, der seinem Sohn einen Stein gibt, wenn er um Brot, oder eine Schlange, wenn er um einen Fisch bittet. (Mt 7,9-10) Er will damit verdeutlichen, dass wir empfangen, wenn wir bitten, finden, wenn wir suchen und uns aufgetan wird, wenn wir anklopfen, wobei darauf hinzuweisen ist, dass es hier um den Heiligen Geist geht, um den wir bitten. (Lk 11,9-13)

Um einen Fisch geht es auch bei der Frage nach der Tempelsteuer, bei der Jesus seine Gottessohnschaft bestätigt, sich aber zugleich dem Gesetz unterordnet. (Mt 17,27)

Besonders wichtig ist die Szene, als Jesus sich den Jüngern das erste Mal nach seiner Auferstehung zeigt. Sie sind in Jerusalem versammelt und sprechen mit den Emmausjüngern, die ihnen von seiner Erscheinung berichten. Da tritt er in ihre Mitte und grüßt sie. Sie erschrecken. Er aber beruhigt sie und zeigt ihnen seine Hände und Füße als Beweis, dass er Fleisch und Knochen hat. Dann sagt er zu ihnen: »Habt ihr etwas zu essen hier? Sie gaben ihm ein Stück gebratenen Fisch; er nahm es und aß es vor ihren Augen.« (Lk 24,41-43) Diese Szene ist deshalb von Bedeutung, weil es auch hier um einen Fisch geht und Jesus auch hier fragt, ob sie etwas zu essen haben. Nur dass er ihnen in diesem Fall

durch das Essen beweist, dass er tatsächlich auferstand. Nun teilt er an dieser neuen Stelle bei Johannes seinen Fisch mit seinen Jüngern und lässt sie teilhaben.

Zum Abschluss kommt noch die schöne und fast schon unterhaltsame Geschichte mit dem Fisch im Buch Tobit. (Tob 6,1-9) Tobias, der Sohn von Tobit, heilt auf Empfehlung des Erzengels Raphael mit einem Fisch die Erblindung seine Vaters, befreit Sarah von einem Dämon und heiratet sie.

Morgen für Petrus

Auch die Berufung des Petrus, die nun folgt, wirkt wie ein Neuanfang, weil in diesem letzten Kapitel ein neues Kapitel beginnt, in dem Petrus von Jesus einen neuen Auftrag erhält, und zwar seine Lämmer und Schafe zu weiden und zu hüten bzw. zu leiten:

»Als sie gegessen hatten, sagte Jesus zu Simon Petrus: Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich mehr als diese? Er antwortete ihm: Ja, Herr, du weißt, dass ich dich liebe. Jesus sagte zu ihm: Weide meine Lämmer! Zum zweiten Mal fragte er ihn: Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich? Er antwortete ihm: Ja, Herr, du weißt, dass ich dich liebe. Jesus sagte zu ihm: Weide meine Schafe! Zum dritten Mal fragte er ihn: Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich? Da wurde Petrus traurig, weil Jesus ihn zum dritten Mal gefragt hatte: Liebst du mich? Er gab ihm zur Antwort: Herr, du weißt alles; du weißt, dass ich dich liebe. Jesus sagte zu ihm: Weide meine Schafe! Amen, amen, ich sage dir: Als du jünger warst, hast du dich selbst gegürtet und gingst, wohin du wolltest. Wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken und ein anderer wird dich gürten und dich führen, wohin du nicht willst. Das sagte Jesus, um anzudeuten, durch welchen Tod er Gott verherrlichen werde. Nach diesen Worten sagte er zu ihm: Folge mir nach!« (Joh 21,15-19)

Es ist eine wichtige Szene, zu der viel gesagt werden kann und viel gesagt wurde. Von der dreimaligen Frage

mit ihren abwechselnden Ausdrücken von agapás bzw. phileîs und philō über den Bezug zur Szene im Hof des Hohepriesters, in der Petrus Jesus dreimal verleugnet und in der übrigens auch ein Holzkohlefeuer brennt, ein Ausdruck, der im Neuen Testament nur von Johannes an diesen beiden Stellen genannt wird (Mt 26,69-75, Mk 14,66-72, Lk 22,55-62, Joh 18,15-18.25-27), und der jetzt erfolgenden Versöhnung und Wiederherstellung der Beziehung durch die dreimalige Bestätigung bis zur Ankündigung, auf welche Weise Petrus Gott verherrlichen wird. Sehen wir uns deshalb die Szene nur unter den Aspekten des Morgens an, wie bis jetzt dargestellt.

Es ist ein neuer Anfang, weil Petrus eine neue Aufgabe und damit einen neuen Auftrag erhält, nämlich die Lämmer und Schafe zu weiden. Es ist die Einsetzung in ein neues Amt, das des sichtbaren Stellvertreters auf Erden.

Es ist ein Aufbruch in ein neues Leben. Wir erkennen es daran, dass ab diesem Augenblick in der Schrift nicht mehr darüber berichtet wird, wie Petrus als Fischer fischen geht, sondern nur darüber, wie er als Menschenfischer das Evangelium verkündet und Jesus als Christus bekennt. Hier in dieser Szene ist er noch in der Nacht fischen, geht also seiner alten Tätigkeit nach. Nach dieser Szene ist er es, der statt Broterwerb Brotbrechen vollzieht. (Apg 2,42.46)

In diesem Zusammenhang stellt sich übrigens die Frage, warum er und die anderen zu Beginn dieser Szene

überhaupt zu ihrer früheren Tätigkeit zurückkehren, erst recht, nachdem sie Zeugen solcher Ereignisse wurden, warum sie also nicht bereits hier unterwegs sind, um das Wort zu verkünden.

Augustinus erklärt es damit, dass es ihnen ja nicht verboten war und sie etwas brauchten, wovon sie leben konnten. (Augustinus, Johannes-Evangelium, 122, 2 und 122,3) Er weist in dem Zusammenhang auf Paulus hin, der seinen Lebensunterhalt mit eigenen Händen verdiente, um niemandem zur Last zu fallen, in diesem Fall war es der Beruf des Zeltmachers. (2 Thess 3,7-8, Apg 18,3-1)

Gerade deshalb ist es aber aufschlussreich zu sehen, dass die nachfolgende Apostelgeschichte nicht mehr davon spricht, dass Petrus seinen alten Beruf ausübt oder wovon er sich ernährt. Es wird nur davon gesprochen, was er tut, um die Lämmer und Schafe zu weiden. Das heißt nicht, dass er nicht von etwas lebt. Es zeigt aber, wie total und absolut sich alles umdreht und worauf es tatsächlich ankommt.

Es ist ein neuer Auftrag, den er hier erhält, und es ist der letzte Auftrag in diesem letzten Kapitel dieses letzten Evangeliums, den er bis ans Ende seines irdischen Lebens ausübt.

Dieser Aufbruch ist ein neues Leben durch und durch. Ihm wurde bereits verheißen, dass Jesus auf ihm seine Kirche errichten wird: »Ich aber sage dir: Du bist Petrus und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen und

die Pforten der Unterwelt werden sie nicht überwältigen.« (Mt 16,18, wobei darauf hingewiesen sei, dass Petrus im Griechischen Felsen bedeutet) Hier, an dieser Stelle jetzt, ist er wirklich der Fels, auf dem die Errichtung sich vollzieht und in vollem Gange ist.

Erinnern wir uns, dass es im vorletzten Abschnitt über die hundertdreiundfünfzig Fische hieß: »Da stieg Simon Petrus ans Ufer und zog das Netz an Land.« (Joh 21,11) Er war also bereits im Begriff, die Lämmer und Schafe zu weiden. Er war bereits aufgestanden. Vielleicht dürfen wir sagen, dass sich im dreimaligen Bekenntnis seiner Liebe ein Aufwachen ereignet, bei dem seine Augen ganz sehen und sein Herz ganz versteht.

Jesus führt ihn in diesen neuen Anfang.

Morgen für Johannes

Nun folgt noch die Stelle, in der es um das Schicksal des Lieblingsjüngers geht und in der auch für Johannes etwas Neues beginnt:

»Petrus wandte sich um und sah den Jünger folgen, den Jesus liebte und der beim Abendmahl an seiner Brust gelegen und ihm gesagt hatte: Herr, wer ist es, der dich ausliefert? Als Petrus diesen sah, sagte er zu Jesus: Herr, was wird denn mit ihm? Jesus sagte zu ihm: Wenn ich will, dass er bleibt, bis ich komme, was geht das dich an? Du folge mir nach! Da verbreitete sich unter den Brüdern die Meinung: Jener Jünger stirbt nicht. Doch Jesus hatte ihm nicht gesagt: Er stirbt nicht, sondern: Wenn ich will, dass er bleibt, bis ich komme, was geht das dich an?« (Joh 21,20-23)

Als Petrus fragt, was mit ihm wird, könnten wir meinen, dass es ihn einfach interessiert. Schließlich ist Johannes gemeinsam mit Petrus und seinem eigenen Bruder Jakobus bei den großen Szenen der Auferweckung der Tochter des Jairus (Mk 5,37-43), der Verklärung Jesu auf dem Berg (Mt 17,1-9) und im Garten Gethsemane (Mt 26,36-46). Sein Schicksal ist umso mehr mit Petrus verbunden, als es wahrscheinlich Johannes ist, der gemeinsam mit Andreas, dem Bruder des Petrus, Jesus als Erster begegnet, woraufhin Andreas Jesus zu Petrus führt. (Joh 1,35-42) Er ist wohl auch derjenige, der im Hof des Hohepriesters dafür sorgt, dass Petrus

hereingelassen wird (Joh 18,15-16) und ist schließlich auch Zeuge der Kreuzigung (Joh 19,25-27).

Es wäre deshalb naheliegend, dass Petrus sich gerade im Zusammenhang des Nachfolgens und des damit verbundenen Schicksals dafür interessiert, was mit Johannes wird, dass er also wissen will, wohin der Weg Johannes führt. Und es könnte sein, dass seine Frage deshalb Ausdruck der Liebe und damit der Sorge ist. Denn auch wenn der Weg, der vor Petrus liegt, einschließlich seiner Kreuzigung, schwierig ist, ist er gerade deshalb ein Weg, der zum Ziel führt, weil er zum Herrn führt. Und so könnte er sich auch wünschen, dass Johannes der Weg zum Herrn mit dem Herrn offensteht. Das würde erklären, warum Jesus ihm so antwortet, indem er ihn darauf hinweist, dass er sich nicht zu sorgen braucht, weil Jesus es entsprechend seinem Willen bereits in seiner Hand hat.

So schreibt Chrysostomos über Petrus: »Er zeigt hier auch die Liebe die er ihm gegenüber empfindet; denn Peter liebte Johannes sehr, wie klar ist aus dem, was folgte, und ihre enge Beziehung zeigt sich durch das gesamte Evangelium und die Apostelgeschichte.« (Johannes Chrysostomus, In Iohannem homiliae, 88, 2, eigene Übersetzung) Und er fährt fort und erklärt, dass die Wege des Petrus und des Johannes nun auseinandergehen müssen: »denn da sie im Begriff waren, die Verantwortung für die Welt zu empfangen, war es erforderlich, dass sie nicht länger eng miteinander verbunden sein sollten; denn das wäre gewiss ein großer Verlust für die Welt.« (Chrysostomus, ebenda, 88, 2,

eigene Übersetzung) Vielleicht könnten wir sagen, dass es aus dem Grund erforderlich ist, damit sie beide ihren eigenen Weg gehen können, um zum gleichen Ziel zu gelangen.

Johannes ist schließlich damit beauftragt, sich um Maria, die Mutter Jesu, zu kümmern. Und es ist Johannes, der durch sein langes Leben als Letzter der Apostel nach Hause zurückkehrt und deshalb dafür sorgen kann, dass das Evangelium weitergetragen wird und die drei Evangelien durch sein Evangelium vervollständigt werden. Vielleicht könnten wir auch entsprechend der weiteren Erzählung der Bibel an die Offenbarung des Johannes denken, die die Offenbarung der Bibel als letztes Buch abschließt und zugleich in die Zukunft blickt.

Es ist also für Johannes ebenso ein Morgen des Neuanfangens. Auch er erlebt den Aufbruch und erhält einen Auftrag. Auch er steht auf und auch er wacht auf, sogar als Erster. Denn er ist es, der in dieser Szene Jesus erkennt. Denken wir daran, dass es bereits im Kapitel davor von ihm heißt, als er nach Petrus das leere Grab betritt: »er sah und glaubte.« (Joh 20,8) Der Glaube ist es, der seine Augen und sein Herz öffnet. Und der Glaube ist ein Geschenk Gottes.

Es ist Jesus, der ihn auf diesen Weg bringt.

Der Schluss mit dem Anfang

Das Kapitel schließt mit einer Stelle, die als zweiter Schluss bezeichnet wird, um sie von dem ersten Schluss zu unterscheiden, der im Kapitel davor angeführt ist, wie zu Beginn besprochen:

»Dies ist der Jünger, der all das bezeugt und der es aufgeschrieben hat; und wir wissen, dass sein Zeugnis wahr ist. Es gibt aber noch vieles andere, was Jesus getan hat. Wenn man alles einzeln aufschreiben wollte, so könnte, wie ich glaube, die ganze Welt die dann geschriebenen Bücher nicht fassen.« (Joh 21,24-25)

An dieser letzten Stelle wird nicht von Anfang gesprochen, nicht von Aufbruch und Auftrag, nicht von Aufstehen und Aufwachen. Insofern brauchen wir es mit dem Morgen als Neuanfang und Neubeginnen nicht zu übertreiben.

Trotzdem dürfen wir hinzufügen, dass gerade in diesem Absatz die Dimensionen nach allen Seiten hin geöffnet werden. Es wird gezeigt, dass das Viele, das beschrieben wurde, nur ein Weniges von dem darstellt, was es zu erzählen gibt. Das Ende verweist also auf vieles Weitere, über das berichtet werden könnte.

Es ist ein Schluss, der öffnet. Weil der Morgen ein Anfang für uns alle ist. Weil Jesus der Morgen ist.

Morgen mit Jesus

Wir brauchen den Morgen in diesem Satz natürlich nicht zu überinterpretieren, aber vielleicht hilft sein Durchdenken uns dabei, tiefer in die unendliche Tiefe des Wortes Gottes vorzudringen, denn letztlich ist der Satz nicht wegen des Morgens von Bedeutung, sondern wegen dem, der diesen Morgen bringt:

»Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer. Doch die Jünger wussten nicht, dass es Jesus war.« (Joh 21,4)

Die Emotionalität des Morgens als eines Neuanfangens mit all seinen Assoziationen des Neubeginnens durchzieht das gesamte Kapitel. Es deutet fast an, dass das letzte Kapitel ein neues Kapitel eröffnet. Sowohl aus dem Grund, weil es danach weitergeht mit der Apostelgeschichte, den Briefen und der Offenbarung, als auch deshalb, weil alles darin so neu ist. Es ist ein neuer Tag und es ist ein Tag einer neuen Schöpfung.

Alles ist verdichtet zu einem großen Ganzen: Der Morgen, der Fischfang, das Frühstück, der Auftrag an Petrus, der Lieblingsjünger. Alles ist durchdrungen von Aufwachen, Aufstehen und Aufbrechen. Alles ist eingebettet in diesen Morgen, dessen Stimmung friedlich, ruhig und entspannt wirkt.

Das müsste überraschen. Denn es ist ein Kapitel, in dem laufend viel geschieht: Zuerst fischen die Jünger die ganze Nacht, dann ereignet sich das Wunder mit dem

Fischfang, dann erkennen sie Jesus, ziehen die vielen Fische ans Land und schließlich wird Petrus mit einer großen Aufgabe betraut und ihm wird verheißen, wie er Gott verherrlichen wird. Es tut sich so viel und es herrscht so viel Bewegung, dass es fast unmöglich scheint, von einer friedlichen Szene zu sprechen.

Trotzdem herrscht eine friedliche Stimmung: der Morgen, das Ufer, das Essen, die Gespräche. Und es wirkt umso friedlicher, wenn wir bedenken, was in den Kapiteln davor geschah: die Verhaftung, die Kreuzigung, die Auferstehung, die Erscheinungen. Nach alldem wirkt diese Szene umso friedlicher. Was ist der Grund für diesen Frieden?

Der Grund, warum dieses Kapitel so friedlich wirken mag, ist der, dass derjenige, der den Frieden bringt, der der Friede selbst ist, hier ist – Jesus.

Papst Benedikt XVI. schreibt über den Morgen des Ostersonntags, an dem Jesus auferstand: »Zu Ostern, am Morgen des ersten Wochentages hat Gott von neuem gesagt: ›Es werde Licht.‹ Die Nacht am Ölberg war vorausgegangen. Die Sonnenfinsternis der Passion und des Todes Jesu, die Nacht des Grabes. Aber nun ist wieder der erste Tag – die Schöpfung beginnt ganz neu … Das Dunkel der vergangenen Tage ist vertrieben in dem Augenblick, in dem Jesus aus dem Grab aufersteht und selbst reines Licht Gottes wird. Dies aber bezieht sich nicht nur auf ihn allein und bezieht sich nicht nur auf die Finsternis jener Tage. Mit der Auferstehung Jesu ist das Licht selbst neu geschaffen. Er zieht uns alle nach

in das neue Leben der Auferstehung hinein und besiegt alles Dunkel. Er ist der neue Tag Gottes, der uns allen gilt.« (Benedikt XVI., Ostervigil, 7. April 2012)

Benedikt spricht über die Auferstehung, die Johannes im Kapitel 20 beschreibt, nicht über das Kapitel 21, über das wir hier sprechen. Trotzdem könnten wir vielleicht sagen, dass, weil die Auferstehung eine »neue Weise des Lebens« und »eine neue Dimension der Schöpfung« eröffnet und damit »zum Tag der neuen Schöpfung« wird (Benedikt XVI., Ostervigil, 23. April 2011), die Szene, die Johannes im Kapitel 21 beschreibt, zu eben dieser neuen Schöpfung gehört.

Und es ist Thomas, der den Satz »Als es schon Morgen wurde« in Verbindung mit der Auferstehung bringt und über den Evangelisten sagt: »Er sagt deshalb, der Morgen ist aber schon geworden. Mystisch wird unter dem Morgen aber die Herrlichkeit der Auferstehung verstanden. Ps 29, 6: Am Abend wird das Weinen verweilen, am Morgen die Freude. Ebenso im Zustand des ewigen Lebens. Ps 5,5: Am Morgen werde ich vor dir stehen und sehen.« (Thomas, Super Evangelium S. Ioannis lectura, 21, 1, eigene Übersetzung)

So dürften wir wohl eben dieses Kapitel mit eben diesem Satz unter eben diesem Gesichtspunkt verstehen.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal, worum es bei dem Morgen geht. Es geht um Jesus. Es geht um Gott.

So lautet der erste Teil des Satzes: »Als es schon Morgen wurde«, und ihm folgt unmittelbar der zweite Teil: »stand Jesus am Ufer.« Es ist Jesus, durch den es Morgen wird, durch den es überhaupt Morgen werden kann. Weil durch ihn der Morgen ist. Weil in ihm der Morgen ist. In ihm ist der Anfang und das Neubeginnen, jeder Aufbruch und jeder Auftrag, alles Aufstehen und alles Aufwachen.

Er ist es, der die Jünger anspricht und ihnen eine Aufgabe gibt. Er ist es, durch den die Jünger so viele Fische fangen, alle einhundertdreiundfünfzig. Er ist es, der sich ihnen und uns als der eine Fisch und das Brot schenkt. Er ist es, der Petrus mit einer neuen Aufgabe betraut und für seinen Aufbruch sorgt. Er ist es, der Johannes in eine neue Zukunft führt. Weil er es ist, der hier am Ufer steht. Weil er das Ufer ist. Weil er das Ziel ist.

Jesus ist der Morgen. Weil Gott der Morgen ist.